OSKAR BEYER

DIE KATAKOMBEN WELT

OSKAR BEYER / DIE KATAKOMBENWELT

DIE KATAKOMBENWELT

GRUNDRISS, URSPRUNG UND IDEE DER KUNST

IN DER RÖMISCHEN CHRISTENGEMEINDE

VON

OSKAR BEYER

Mit einem farbigen Titelbild, 30 Tafeln
und 17 Bildseiten nach Zeichnungen von Rudolf Koch

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN 1927

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig

INHALT

Seite

I. GEMEINDEZEIT 1

1. Das Skandalon. 2. Bedrängnis. 3. Die Verfolgten. 4. Aussichten. 5. Wiederaufbau. 6. Gerüst.

II. LEBEN 18

1. Lebensglaube. 2. Die Grundtatsachen. 3. Die „christliche Paradoxie". 4. Mittel der Lebenserhaltung. 5. Jenseitsschicksal.

III. DIE STADT 29

1. Bestattungsfrage. 2. Ansatz. 3. System. 4. Kammern. 5. Der Tiefraumkörper. 6. Gesamtbereich.

IV. INSCHRIFTEN 40

1. Inhaltliche Übersicht. 2. Sprachliches. 3. Formales. 4. Verfall.

V. ZEICHEN 51

1. Allgemeines. 2. Zweckbestimmungen. 3. Abstrakte Zeichen. 4. Sinnbilder. 5. Berufssymbole. 6. Verwendung.

VI. MALEREIEN 68

1. Örtliches. 2. Vorbild. 3. Anfang. 4. Biblische Stoffe. 5. Evangelische Stoffe. 6. Sakramentssymbolik. 7. Haupttypen. 8. Der „Bilderkatechismus". 9. Wirkungszusammenhang.

VII. BILDWERKE 91

1. Grundsätzliches. 2. Anstoß. 3. Der Sarkophag. 4. Aufgabe. 5. Lösungen. 6. Bildinhalte. 7. Ergebnis.

VIII. GEGENSTÄNDE 106

1. Grabbeigaben. 2. Lampen. 3. Goldgläser. 4. Bedeutungsschmuck. 5. Ringe und Anhänger.

IX. FOLGERUNGEN 127

ANHANG

Seite

ANMERKUNGEN 132

ÜBERSICHTEN:

1. Zeittafel 144
2. Römische Katakomben 146
3. Außerrömische Katakomben 147
4. Museen und Sammlungen 148
5. Literatur 148

REGISTER 150

ABBILDUNGEN

A. TEXTBILDER

Gamma-Kreuz. Christuszeichen 7
Christuszeichen. Christuszeichen mit Segensformel. Sonnenrad . . . 15
Christusmonogramm mit Krug [refrigerium] 23
Anker. Segelboot 31
Ruderboot. Leuchtturm 39
Segelboot. Anker 47
Anker. Epheublatt. Vase 55
Fische 63
Taube mit Vase und Palmzweig. Palmzweig 71
Vögel, mit Lorbeerzweigen 79
Vogel. Junger Ziegenbock 87
Schreibgerät des Schülers. Steinmetzwerkzeug 95
Wage. Hacke 103
Werkzeug. Arztbesteck 111
Tonlampe 117
Grabbeigaben: Krug und Schüssel 123
Der gute Hirt, Statuette im Lateranmuseum (3. Jahrh.) 129
ohne die modernen Ergänzungen [nach Garrucci]

Titelbild: Taubenpaar mit Vase (Kantharus), in Prätextatus (Anf. 3. Jahrh.). *Aus Sybel, Christl. Antike. (Marburg 1906 u. 09.)*

Taf. 1. Gräberkorridor in Domitilla. *Nach: Das Antlitz des christl. Rom. (Genf 1926 f.)*
Die meisten Gräber sind später geöffnet.

Taf. 2. Cubiculum in Callistus.
Eine der sog. „Sakramentskapellen" (so bez. wegen der Bildinhalte); vermutlich Familiengruft.

Taf. 3. Cubiculum in Callistus, sog. „Oceanusgruft" (Anf. 4. Jahrh.).
An der Breitwand ist eine offene Gartenpforte sichtbar; das Laubengitter in Rot.

Taf. 4. Bogennischengräber, in Thekla (4. Jahrh.). *Nach Wilpert, Malereien der Katakomben Roms. (Freiburg 1903.)*
Die wagrechten Grabplatten fehlen.

Taf. 5. Grabinschriften, Lateranmuseum.
a) „Rufina — Frieden" (seltenes Kreuzzeichen!), b) „Mercurius, der 4 Jahre und 23 Tage lebte."

Taf. 6. Grabinschriften, Lateranmuseum. *Aus Marucchi-Segmüller, Handb. d. christl. Archäol. (Einsiedeln 1912.)*
a) „Von Amerimnus (gewidmet) der heißgeliebten, trefflichen Gattin Rufina; Gott erquicke deinen Geist!", b) „Hermaiskos, Licht und Leben werde dir in Gott dem Herrn Christus! 10 Jahre 7 Monate alt."

Taf. 7. Lichtschacht-Ausmalung (Jahreszeiten), in Prätextatus (2. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 8. Deckenmalerei mit Noa, Jona und Hiob, in Domitilla (Mitte 3. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 9. Tiergruppen, in Petrus und Marcellinus (2. Hälfte 3. Jahrh.). *Nach Wilpert.*
Die Enten Sinnbild des Winters und Todes.

Taf. 10. Abrahams Opfer, in Priscilla (Ende 3. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 11. Jona-Szenen, in Callistus (2. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 12. Prophetie des Jesaja, in Priscilla (Mitte 2. Jahrh.). *Nach Wilpert.*
Eine der seltenen Darstellungen der Maria (mit dem Christuskind).

Taf. 13. Taufe Jesu, in Callistus, Lucinagruft (1. Hälfte 2. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 14. Jesus mit der Samariterin (?), in Callistus (2. Hälfte 2. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 15. Erweckung des Lazarus, in Callistus (Anf. 3. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 16. Verleugnung des Petrus, in Cyriaka (2. Hälfte 4. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 17. Christliche Szenen, in Callistus (3. Jahrh.). *Nach Wilpert.*
a) Wasserwunder. Angler. Mahlgemeinschaft; b) Angler, Taufe, Gichtbrüchiger.

Taf. 18. Gemeinschaftsmahl, in Callistus (Ende 2. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 19. Prediger (oder Christus?), Domitilla (Mitte 3. Jahrh.) *Nach Wilpert.*

Taf. 20. Orantin, in Callistus (Ende 3. Jahrh.). *Nach Wilpert.*

Taf. 21. a) und b) Weideszenen; c) Riefelsarkophag. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum (3. u. 4. Jahrh.).

Taf. 22. Sarkophagwand m. Jona- u. a. Szenen (4. Jahrh.), Lateranmuseum. *Phot. Dr. Stoedtner, Berl.*

Taf. 23. Sarkophagwand m. biblisch. Szenen (4. Jahrh.), Lateranmuseum. *Phot. Dr. Stoedtner, Berl.*

Taf. 24. a) Ministrant; b) Figuren von einer Mahlszene (4. Jahrh.). Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.
Reliefbruchstücke von Sarkophagen.

Taf. 25. a) Christus und Hauptmann v. Kapernaum; b) Hirt und Herde (4. Jahrh.). Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.
Reliefbruchstücke von Sarkophagen.

Taf. 26. Hiob (Mitte 4. Jahrh.), Rom, Petersgrotten.
Reliefausschnitt vom Sarkophag des Jun. Bassus.

Taf. 27. Goldgläser (4. Jahrh.), Vatikan. Museum. *Aus Marucchi-Segmüller.*
a) Sustus (Sixtus) und Timot(h)eus; b) Orantin (Anna) zwischen Petrus und Paulus.

Taf. 28. Siegelsteine. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum. *Nach Wulff, Altchristl. Bildwerke (Berlin 1909).*
a) Anker mit 2 Fischen; b) Christusmonogramm mit Zweig; c) Lampe; d) Anhänger mit Vogel und Kreuz (Bergkristall).

Taf. 29. a) Römischer Stadtplan mit Katakombenangabe (nach Nuovo Bull. arch. Crist.);
b) Plan der Callistus-Katakombe (nach Cabrol).
Aus Wulff, Altchristl. u. byzant. Kunst. (Potsdam 1914.)

I.

GEMEINDEZEIT

1.

Religionsgeschichtlich, als Form unter anderen Formen ihrer Zeit, ist die Christusreligion nicht einzigartig. Moralphilosophen sprechen Gedanken aus, die ihr allein gehörig scheinen. Grundbegriffe, wie Erlösung, Menschwerdung des Gottes, Auferstehung, sind, ebenso wie Weihen oder heilige Mahlzeiten, auch andern orientenstammten Kulten eigentümlich[1].

Auch nicht das „Skandalon", der Glaube an den Volksaufrührer, der am Pfahl der Schande starb, reicht hin, um einen Vorrang zu begründen. Höchstens Juden brauchen sich daran zu stoßen; denn inmitten ihres Volkes ging die Sache vor sich. Griechen, das heißt Aufgeklärten, ist sie „Torheit", und das fremde Volk hat keinen Grund, sich über Menschen zu ereifern, die ihr Wichtigkeit beilegen.

Trotz aller Stilgemäßheit aber weckt der Christusglaube, sobald er in die Welt tritt, den *Widerstand der Welt*. Die anderen Glaubensweisen sind geduldet, selbst wenn ersichtlich wird, daß sie dem Volke seine alten Götter aus der Seele drängen. Sogar die Juden läßt man ihrem Einen Gotte dienen; im höchsten Fall vorübergehend kommt es zu Schikanen oder Ausweisungen[2].

Es ist zuerst die öffentliche Meinung, die der Christensekte gegenüber Stellung nimmt. Gründe für die Abneigung sind bald herbeigebracht[3]. Sie mögen Glauben finden oder nicht, an der Allgemeinheit und Hartnäckigkeit der Gegenstimmung ist kein Zweifel möglich. Man fängt an, die Bekenner zu drängen, zu boykottieren, würde sie am liebsten ausrotten. Und es ist nur eine Frage der Zeit, daß schließlich auch die Staatsgewalt zu planvollem Vorgehen sich entschließt.

Das Widersachertum, der Haß hat seinen tiefsten Grund in jener ungewöhnlichen Folgerichtigkeit, mit der der Glaube sich im Menschenleben auszuwirken trachtet. Er ist kein blasses Gedankengespinst. Er greift ins Dasein, das private mindestens, und mittelbar mehr oder minder auch ins öffentliche.

Er läßt nicht, wie die Götter- und Mysterienkulte oder Philosophenlehren, das Leben des natürlichen Menschen letzten Endes in der Ruhe. Er will es eher an der Wurzel abschneiden, will zerbrechen, umgestalten, ein Neues an den Platz des Alten setzen. Er kehrt Unteres zu oberst, stellt den Menschen in die Stunde der Entscheidung.

Mitten im Dasein reißt er einen Abgrund auf. Er ist das „ganz andere", das der Welt und dem Ihrigen Entgegengesetzte. In ihm, durch ihn wirkt Gottes Wille, der der Welt das schlechthin Unbegreifliche und Sinnlose ist, gegen den sich ihre untersten Triebe bäumen.

Wen dieser Glaube angeht und erfaßt, bei dem gerät etwas Entscheidendes in Bewegung. Es treten Veränderungen auf, die nur das Gesicht von „sittlichen" Wirkungen tragen und als solche, wie es scheint, vor denen einer Philosophie etwa gar nichts voraus haben. In Wahrheit liegt, trotz allen Gegenscheins, das Sittliche als Selbstzweck völlig abseits.

Die neue, freilich unvergleichbare und aller Sittlichkeit weit überlegene Wirkung ist eine *Freudenkraft*. In der Sprache der

Christen wird sie „heiliger Geist“ genannt. Ihre Spuren, ihre Folgen zeigen sich inmitten aller äußeren Verhältnisse. Sklaven wandeln sich in Freie, der dunkle, hoffnungslose Arbeitsweg der Unterschicht wird hell. Handwerker, kleine Leute werden Helden; in Frauen brechen unbekannte Quellen auf, ihre Schwäche und Triebbedingtheit wird ersetzt durch eine beispiellose Kraft der Hingabe.

Die höchste aller Wirkungen aber ist der machtlose Widerstand der Weltmacht gegenüber. Er wird nicht nur entgegengesetzt, sondern auch mit größter Zähigkeit behauptet. Die wirklich zwingenden Erweise des Geistes sind also dort zu suchen, wo die Christenfrage, als Angelegenheit der Politik erkannt, geregelte Staatsmaßnahmen veranlaßt.

2.

Druck und Mißachtung von seiten des Volks, dem man entstammt, in dem man lebt, sind schließlich tragbar. Das neue, auserwählte „Gottesvolk“, die „magische Nation“[4], die unaufhörlich anwächst, kann den Druck aushalten, mag er im einzelnen schwer und schmerzlich sein. Die große Freude des Zusammenhangs- und des Besitzbewußtseins wiegt ihn auf.

Doch in dem Augenblicke, da der Staat sich anschickt, eine klare Antwort und Entscheidung zu erzwingen, wendet sich die Lage. Das Christenschicksal rückt unter das Leidenszeichen dessen, zu dem der Glaube sich bekennt. Es kann nicht ausbleiben, daß, sobald der Ernst der Lage ersichtlich wird, der natürliche Mensch erbleicht und seine Knie wanken. Doch das ist nur ein Augenblick der Schwäche, der vorübergeht.

Der Staat kann nur das Greifbare fassen. Die Stimmung weiter Schichten gegen die Sekte ist für ihn nicht schon ein Anlaß einzugreifen, ebensowenig wie die sittlichen Folge-

erscheinungen. Immerhin, die öffentliche Stimmung gibt den Anlaß zu genauerer Beobachtung. Im allgemeinen sind die Christen scheinbar unverdächtig, sie beugen sich der weltlichen Obrigkeit, sie schließen sie sogar in ihr Gebet ein[5]. Nur an einem Punkte tritt Bedenkliches zutage.

Von jedem guten Bürger wird erwartet, daß er den Göttern des Imperium oder dem Bild des Kaisers opfert, das heißt, in religiösem Sinne oder nur symbolisch Anerkennung und Verehrung dem Prinzip der Staatsmacht gegenüber ausdrückt. Es wird festgestellt, daß die Christen dieses Opfer unterlassen, ohne daß sie, wie die Juden, ein entsprechendes Vorrecht geltend machen könnten[6].

Gerade dieses Opfer aber, diese öffentliche Anerkennung und Verpflichtung, muß der Staat für wichtig halten. Soll die buntgemischte Völkermasse des Riesenreichs zusammengehalten und ein einheitlich gelenkter Körper bleiben, so muß neben der verwaltungstechnischen eine kultische Bindung bestehen, die überall genau so gilt und herrscht wie jene.

Die Christen mögen ihre eigenen Begriffe haben von Macht und Reich und Herrscher. Sie mögen nur das Unsichtbare anerkennen, ihr „Herr" mag jenes Götterwesen sein, das sich aus einem Palästina-Juden entfaltet hat. Offensichtlich aber ist das Unsichtbare nur ein Vorwand; denn greifbar wird es nur als stoffliche, organisatorische Gestaltung, also in Form eines Eigenreiches, das der staatlichen Macht einmal — wenn auch nicht gerade gefährlich, so doch unbequem werden könnte.

Besorgniserregend ist vor allem das unaufhörliche Wachsen dieses Volks im Volke, das schon beinahe einem Parasiten, einer Krankheit in dem großen Körper gleicht. In allen Schichten finden sich Bekenner, nicht nur in der Proletariermasse, sondern auch im Heer, im Adel, ja selbst in der kaiserlichen Umgebung. Wo sie bedenklicher sind, ob im zahlen-

mäßigen Übergewicht der Unter-, oder im Wertgewicht der Oberschichten, läßt sich schwer entscheiden.

Damit das christliche Unwesen endlich einmal aufhöre, braucht aus der bürgerlichen Anstandspflicht nur eine Bestimmung, ein Gesetz gemacht zu werden[7]. Es heißt nun nicht mehr: jeder Bürger sollte opfern, sondern: jeder muß opfern. Und zwar dem Genius des Kaisers, dem nach dem Tode zu den Göttern Erhobenen, dem in der kosmischen Ordnung vorgebildeten Prinzip der Reichsordnung, die auf Vernunft und Macht ruht.

Der Vollzug des Opfers wird unter staatliche, polizeiliche Aufsicht gestellt. Alles geht nun systematisch vor sich. Daß jemand sich dem Zwang entzieht, ist kaum mehr möglich; zum mindesten bleibt völlig ausgeschlossen, daß die große Menge der Bekennerschaft durch die Maschen des Netzes schlüpfen werde.

Der Staat erwartet, daß durch Zwang das Ziel, die Unterordnung der Unbotmäßigen erreichbar sein wird. Überraschenderweise aber merkt er, daß die Erwartung trügerisch war. Die Christen denken nicht daran, das Opfer zu verrichten. Nur Mitläufer, Laue, Schwächlinge fallen um, an ihnen ist nichts gelegen. Die überwältigende Mehrheit weigert sich, widersetzt sich der Aufforderung mit großer, unzweideutiger Entschiedenheit.

Folge der Weigerung ist ein weiteres Anziehen der Schraube. Der offene Widerstand dem Gesetz gegenüber zwingt den Staat zu Maßnahmen, die gewiß nicht vorsätzlicher Art waren. Konsequenz und Strenge ist er hier wie überall sich selber, seiner Selbsterhaltung schuldig. So geht er jetzt zu Warnungen und Drohungen über.

In den Häusern der Christen entsteht eine Hochspannung, wie vor dem unmittelbaren Ausbruch eines Krieges, einer Ka-

tastrophe. Sie wissen nun, was den sich Weigernden erwartet. Festnahme, Folter, Enteignung des Vermögens, Versklavung auf Galeeren, in Gefängnisse, Bergwerke, an Orte mit schlimmem Klima, in öffentliche Häuser, — wenn nicht Todesarten wie das Kämpfen mit den Bestien, Köpfen oder Schlimmeres.

Wie man sich diesem Ausblick gegenüber zu verhalten habe, kann nicht zweifelhaft sein. Der Blick auf das Vorbild, den, „der sein Leben hingab für die Schafe", zerstreut die Menschenfurcht. Der Blick auf die Führer, Bischof und Gemeindebeamte, bestärkt die Absicht des Bewährens. Jeder von ihnen steht unerschütterlich auf seinem Posten. Zuspruch und Ermutigung erfolgt in den Versammlungen, wo sich alle noch einmal zu Preis- und Freudehymnen und zur Feier des Gedächtnismahls zusammenfinden.

Alle sind wohlgerüstet, wie Soldaten, die in einen unabsehbar langen Kampf ziehen. Das offene Ringen mit den „Mächten" beginnt[8]. Enden kann es nur mit Sieg oder Niederlage, — nicht etwa Vergleich. Es muß sich herausstellen, auf welcher Seite die größere Kraft ist. Im Ernst daran zu zweifeln, daß sie dort sei, wo die Auferstehungskräfte walten, ist nicht einmal vorstellbar. Infolgedessen kommt nur eins in Frage: daß jeder einzelne, trotz allem, seinen Mann steht[9].

3.

Das ist die Grundhaltung: volle Bereitschaft, die Folgen der Weigerung zu tragen. Im einzelnen gliedert sich die Masse der Bekenner hinsichtlich ihrer Kraft wie ihres Schicksals in drei Gruppen. Zu der ersten zählen solche, die der persönlichen Entscheidung aus dem Wege gehen. Zur zweiten andere, die nicht oder nur teilweise ihre Glaubensprüfung überstehen. Die dritte Gruppe umfaßt die Bekenner im Vollsinne.

Gamma-Kreuz

Christuszeichen

Betrug oder Flucht ermöglicht manchem, der Weigerung und ihren Folgen auszuweichen. Betrug, das heißt Bestechung der Kontrollbeamten oder Unterschiebung anderer, heidnischer Personen, die auf Weisung oder für Geld das Opfer leisten. Es scheint dies schimpflicher, als es tatsächlich ist, denn zur Entschuldigung darf etwa dienen, daß ein so albernes Verfahren in so aufgeklärter Zeit nicht ernst genommen werden kann, auch daß es schließlich solche geben müsse, die unterdes zugunsten der Bedrängten wirken können.

Ähnlich entschuldbar ist die Flucht, die ebenso vor allem für Wohlbemittelte in Frage kommt. Die Fliehenden sind nicht minder überzeugt von der Notwendigkeit solcher, die vom Verderben verschont bleiben. Sie wollen abwarten, wie lange wohl der Wahnsinn dauern wird. Ebenso wichtig, als vielleicht verfrüht Sich-Opfernde sind die, die sich zurückziehen, in die Katakomben, ins Gebirge, wenn nicht in ferne Länder. Sie dürfen sich berufen auf die Herrenweisung, in der Drangsal der Endzeit zu entfliehen, — falls sie darauf verzichten, sich hinter das traurige Jüngerbeispiel zu verstecken[10].

Unter denen, die sich der Entscheidung nicht entziehen (können oder wollen), sind schon von Anfang solche, die ohne weiteres versagen. Das Wortbekenntnis kommt vielleicht noch über ihre Lippen, zum Tatbekenntnis aber reicht die Kraft nicht. Unter dem Druck der Folter, der Gefangenschaft oder dessen, was vor ihren Augen sich mit Glaubensbrüdern abspielt, zerbricht der Widerstand. Sie verleugnen notgedrungen, von der Not dazu gedrängt.

Der Lapsus, der „Gefallene", wird, je länger desto mehr, zum festen Typus der Verfolgungszeiten[11]. Der Bischof geht streng mit ihm um; nur schwerste Buße kann die bald bereute Schwäche sühnen und die Neuaufnahme möglich machen. Die Absicht des Bewährens wird dabei kaum angerechnet, sie ver-

steht sich ganz von selbst. Ebenso hat die Kraft der Absicht zu entsprechen.

Andere von den Bleibenden kommen mit äußeren Verlusten, ihrer Ämter und Ehren, ihrer Habe davon. Auch dies Bewähren steht nicht eben hoch in Geltung, obwohl es sich oft um höchst beträchtliche Verluste handelt. Diese halben Zeugen sind denen unter den Fliehenden verwandt, die ihr Haus, ihr bürgerliches Dasein, ihr Familienglück und beinah alles Besitztum preisgeben, um des Glaubens — gleichzeitig freilich auch des eigenen Lebens — willen.

Auf das Bewähren am eigenen Leibe kommt es an. Deshalb steht der confessor, der „Bekenner" auf höherer Stufe. Er hält der Marter stand, beweist damit die in ihm wohnende Kraft schon unzweideutig. Daß es aus mannigfachen Gründen dabei zum Äußersten nicht kommt, gibt nicht den Ausschlag.

Am weitaus höchsten ist der Ruhm der *Martyrer*, der Blutzeugen. Nicht alle freilich, die der hohe Name schmückt, sind seiner wahrhaft würdig. Die unfreiwilligen Martyrer: plötzlich Überraschte, durch unerwartete Zeugen Überführte und Hinweggerissene. Ekstatiker, die sich im Rausch zur Marter drängen. Ichsüchtige, deren Seele von Erwartung auf die himmlische Belohnung strotzt.

Nur den echten Martyrern ist klar, weshalb das schauerliche Opfer unabwendbar und von Gott gewollt ist. Nur sie sind fähig, mit dem Glanz der Freude und des Dankes auf dem Antlitz hinzugehen. In ihnen bilden sich Gedanken wie in dem greisen Bischof Ignatius: „Ich bin Gottes Weizenkorn, und werde von den Zähnen der Bestien zermalmt, um als reines Brot des Christus erfunden zu werden[12]."

Sie sind „Heilige"; menschlich betrachtet, bleibt ihre Haltung völlig unbegreiflich. Ihre Gesinnung und Tat ist Wirkung „heiligen Geistes". Sie sind die Helden, neben denen

alles sonstige Heldentum, alle „Stärke des Charakters“ verblaßt. Sie bringen sich zum Opfer für die anderen, die Brüder, die Gemeinde, für den Bestand des Körpers Christi, für alle, die künftig Seinen Namen nennen werden.

Sie sind die Sieger gerade deshalb, weil sie durch die äußere Gewalt vernichtet werden. Die äußere Gewalt, die es so leicht hat zu vernichten, geht an ihrem stummen Dulden, wenn auch kaum merklich, aber unvermeidlich zugrunde. Es dauert lange, bis der Staat ahnt, daß alles an dem stummen Widerstande derer scheitert, gegen die er seine äußersten Mittel einsetzt, deren Wirkungswillen er scheinbar doch so gründlich und endgültig außer Kurs setzt[13].

4.

Inzwischen ist der Staat von der Wirksamkeit seiner Maßnahmen überzeugt. Die keineswegs geringe Zahl der Erfolge gibt ihm recht dazu. Widerspenstige werden mürbe, andere entweichen durch Flucht, die Hartnäckigen büßen mit dem Tode.

Die Methode der Verfolgung wird im Lauf der Zeit vollkommener. Sie scheint den sicheren Untergang der auseinandergesprengten, oft ihrer Führer beraubten Sekte zu gewährleisten. Die Durchführung der Strafmaßnahmen erfolgt mit einer Zähigkeit und Umsicht, die das gesteckte Ziel, wenngleich nicht heute, so doch bald erreichbar scheinen läßt.

Und doch scheitert die planmäßige Durchführung der weitgreifenden Unternehmung nicht zuletzt auch an den Kaisern selbst, die meist in rascher Folge einander ablösen. Ihre Stellung in der Christenfrage ist nicht etwa einheitlich. Es gibt Kaiser, die sich teilnahmlos verhalten; einzelne haben für das hartgeplagte Volk sogar beinahe Sympathie, und unterlassen deshalb, das im Fluß Befindliche fortzuführen[14].

So wird das große Unterfangen, das nur bei restloser, lückenloser Zielverfolgung Aussicht auf Gelingen hätte, immer wieder aufgehalten. Selbst durch verdoppelte Strenge kann das Unterlassene später nicht mehr eingeholt werden. In den so eintretenden Ruhepausen sammelt sich das Zerstreute wieder, geht der Wiederaufbau dessen vor sich, was bereits vernichtet schien.

Die Lücken in den Reihen der „Soldaten Christi" füllen sich auf. Die geheimnisvolle Anziehungskraft holt, wie zum Spott auf alle Drangsal, immer neue Bekenner herbei. Vielen bleibt es unvergeßlich, wie die Helden in den Tod gehen; daran geht ihnen das Verständnis für das christliche Wesen auf, das von außen doch so widersinnig scheint.

Aber der vom Staat nun einmal angefangene Kampf kann nicht plötzlich wieder abgebrochen werden. Der Gegner, der so leicht bezwingbar schien, erweist sich als höchst unbequem; seine Lebenskraft gleicht der des Judenvolkes, seine Gegenwehr ist bei aller Machtlosigkeit, ja gerade infolge der fehlenden Machtmittel, fast bewundernswert.

Je länger desto mehr nimmt dieses Ringen des Weltreichs mit der Sekte die Formen des Entscheidungskampfes an. Symbole beider Mächte sind der Kaiser und der Christus; wer der Kyrios, der Herr bleibt, wird sich zeigen müssen[15]. Daß es der Unsichtbare, nicht der irdische Augustus ist, wird schließlich erst durch harte Tatsachen glaubhaft.

5.

Als natürliche Zufluchtsorte bieten sich den Christen ihre außerhalb der Stadt gelegenen unterirdischen Friedhöfe[16]. Sie sind in jeder Hinsicht wohlgeeignet, solche aufzunehmen, die abwarten wollen, daß die äußerste Gefahr vorbeigeht. Sie sind verhältnismäßig sicher, da sich Unkundige kaum in diese

Labyrinthe mit ihren schwer auffindbaren Schlupfwinkeln hinunterwagen[17]. Dort werden auch, sofern dies irgend möglich ist, die Martyrer begraben, deren Tod die Schwäche der anderen sühnt und aufwiegt.

Die Nähe dieser Gruftanlagen zur Stadt ist wichtig, nicht nur im Hinblick auf die Möglichkeit der Hilfeleistung, sondern gleichermaßen auf die Wiederaufbauarbeit am Gemeindekörper. Durch jede Verfolgung wird dieser mehr oder weniger schwer erschüttert, oft nahezu zerstört, besonders dann, wenn es gelungen ist, sich der Gemeindeleitung zu bemächtigen.

Um den Körper zu erhalten und von neuem herzustellen, bedarf es fortgesetzter, angestrengter Arbeit. Das unberechenbare Wirken des Geistes macht es nicht allein schon, auch von den Menschen muß das Ihrige getan werden. Das kann, von Hilfeleistungen abgesehen, zunächst nur in der Form der Aufrechterhaltung dessen geschehen, was Symbol und Quell der Bindung in der christlichen Gemeinde ist.

Durch Blut und Tränen, durch gemeinsames Schicksal wird diese zusammengeschweißt, wie keine sonst. Doch auch diese Verkittung würde sich vermutlich wieder lösen, wenn jede Möglichkeit der *kultischen Feier* aufgehoben wäre. In der Gräberwelt besteht sie. Hier ist, selbst in den schwersten Zeiten, das gemeinschaftliche Anbeten, die gemeinsame Danksagung für das Licht in der Finsternis gesichert. Ebenso die heilige Feier der Gemeinschaft mit dem Herrn des Lebens und den Brüdern, lebenden wie toten.

Hier unten sammeln sich die Überreste des zersprengten Haufens. In Räumen, die dafür geeignet sind, vor allem Grabkammern, wird vom Bischof oder seinem Vertreter aus Prophetenbüchern, Schriften der Apostel oder Herrenworten vorgelesen. Von den Lippen lösen sich Hymnen des Danks, der

Freude. Die Dankgebete vor und nach der heiligen Feier, die sich anschließt, sind groß und einfach wie die Natur[18].

Vor allem ist es die „Eucharistie", das „Herrenmahl", die Dankfeier des gemeinsamen Essens und Trinkens, die nicht nur unmittelbarste Quelle der Belebung ist, sondern auch dem christlichen Wir-Bewußtsein immer neue Nahrung zuführt. Nicht nur untereinander fühlt man sich verkettet, infolge der Verknüpfung mit der göttlichen Macht. Jeder weiß auch, daß er teilhat, ja ein Teil ist des in der Sichtbarkeit erscheinenden und doch unvorstellbar, mystisch bleibenden „Leibes Christi". Jeder weiß, er ist ein Stein am Bau, eins jener zahllosen Körner, die erst entformt, dann neu geformt und in der Glut der Leiden zu Brot geröstet werden.

6.

Ohne das Wir-Bewußtsein gibt es keine christliche Gemeinde. Es schmiedet auch die für ihren Bestand notwendigen Werkzeuge. Nicht ungeformt kann die Gemeinde, eine Daseinsform auf der Fläche der Körperwelt, bestehen. Sachliche, praktische, menschliche Maßnahmen der Ordnung, Leitung und Verwaltung sind die Folge dieser Grunderkenntnis.

Ursprünglich geht man demokratisch vor, aus der Gesamtheit aller erfolgt die Wahl geeigneter Personen und deren Dienstauftrag zugunsten der Gesamtheit. Wahl und Eignung hängt von ganz bestimmten Eigenschaften ab, von Vorzügen des Geistes, des Willens, ja vielleicht sogar des Standes. Denn mehr und mehr stellt sich heraus, wie sehr doch Welterfahrung, Klugheit, Energie und Übung im weltlichen Verwalten auch für die Ämter der Gemeinde nützlich, wenn nicht unerläßlich sind.

Wenn im weiteren Verlauf der Dinge, und zwar bald, die demokratische Gemeindeverwaltung sich in eine aristokratische, ja monarchische wandelt, wenn aus dem Dienst im Sinne und

zum Besten aller sich Ämter und Vorrechte entwickeln, so ist dies eine Folge ganz bestimmter geschichtlicher Gegebenheiten[19]. Sich ihnen zu entziehen, ist unmöglich, falls die Gemeinschaft sich behaupten will; infolgedessen wird der Wandel unabwendbar.

Es handelt sich im wesentlichen um drei Motive, die ihn veranlassen, ihn daher auch verständlich machen. Das erste ist das Wachstum der Gemeinde, das trotz aller Drangsal immer weiterschreitet. Der Werbetrieb, wie auch die Anziehungskraft, die der Lehre schon von Anfang eigentümlich war, bewähren ihre unhemmbare Wirkung. Je größer aber der Körper, um so größerer Klugheit, Tatkraft, Fähigkeit zum Organisieren bedarf es, ihn in Ordnung, und das heißt: am Leben und bei voller Kraft zu halten.

Neben die von innen her begründete Notwendigkeit verstärkter, festerer Formen tritt die der Abwehr feindlicher Gewalten. Um dem Gegendrucke von der Welt her auf die Dauer standzuhalten, bedarf es einer geschlossenen, moralisch tragbaren und verantwortlichen Führerschaft. Diese hat Normen des Verhaltens auszugeben, ihre Durchführung zu überwachen. Ihr gutes Beispiel gibt den anderen Mut, falls er versagen will.

Nicht weniger mächtig und gefährlich ist der innere Feind, der Gegner in den eigenen Reihen. In doppelter Weise nämlich ist der „Feind dieser Welt" am Werke, die Gemeinschaft zu zersprengen. Außer des direkten Angriffs der Gewalt bedient er sich des feinen Giftes scheinbar naheliegender und zeitgemäßer Gedanken oder Sitten, das er kaum merklich mitten unter die Bekenner streut.

Die Stimme dieses Feindes ist verführerisch genug. Er bietet Bildung an, verwirft die Bindung an das Judentum, er hebt das Knechtsverhältnis zu dem Christus auf, erklärt die Martyrer für Narren. Daß ihm die Unbefestigten, Erkenntnis-

Christuszeichen

Christuszeichen mit Segensformel
vivas in Christo

Sonnenrad

losen verfallen müssen, liegt auf der Hand. Die anderen erkennen ihn, auch in der christlichen Verkleidung, als Doppelgänger und Widerspiel. Unter dem Namen „Gnosis" wird er greifbar in allen seinen mannigfachen Wirkungsweisen[20].

So also kommt es, daß die ungebundenen, zum mindesten recht freien Formen des Gemeindedaseins nun eine in der Zukunft folgenschwere Bindung und Verfestigung erfahren. Der innere Feind der Gnosis macht eine Aussiebung jener Schriften unaufschiebbar, die mit Geltungsanspruch in der Gemeinde umlaufen, natürlich auch die Prägung eines Lehrbekenntnisses[21]. Der Feind von außen und zugleich der wachsende Gemeindeumfang fordern strengeres Regiment und festere Verwaltungsformen.

An die Stelle von Helfern treten so Beamte, Angehörige eines geistlichen Standes, gewählt nicht mehr von der Gemeinde, sondern vom Bischof selbst. Es bleibt vorerst bei Presbytern und Diakonen. Erst später wird die Zahl der klerikalen Kasten nach unten hin um drei vermehrt[22]. Gipfel dieser Rangordnung ist, nur noch Gott verantwortlich, der Bischof.

Der Vollmachtsanspruch, den er für sich und für die geistliche Beamtenschaft von nun ab geltend macht, kann wohl verdächtig scheinen. Nur eben ist die Logik der natürlichen Begründung zwingend. Nicht weniger deutlich spricht der Krafterweis. Der Vorrang schließt Verpflichtungen in sich, die keineswegs von jedem, sondern nur von Höchstgeeigneten getragen werden können.

Es ist eine alte Regel, daß man, um eine Volksbewegung zu erdrosseln, vor allem deren Führer habhaft werden muß. Infolgedessen sind auch hier die Träger der Gemeindeämter von vornherein weit mehr bedroht als andere. Sie müssen, sobald die Verfolgung zum Ausbruch kommt, mit ihrem Leben abgeschlossen haben. Daß sie sich zu bewähren wissen, geht zur Genüge aus den Martyrerlisten hervor.

Ehrgeiz, Herrschsucht, Wille zur Macht, Triebfedern niederer Art sind unvereinbar mit der Pflicht des Vorbilds, auf das aller Blicke gerichtet sind. In so kritischen Zeiten, deren Ende gar nicht abzusehen ist, pflegen diese Züge nicht hervorzutreten. Wenn aber doch, so würde der natürliche Instinkt, die Welterfahrenheit gewiß die Tür ins Freie finden.

Hier dient die Macht dem Körper, der ohne sie zu zerfallen droht. Sie wird für Christus eingesetzt, ist Notmaßnahme. Die Weltgemäßheit ihrer Wirkungsform wird dadurch wohl entschuldbar. Doch die Gefährlichkeit des Mittels zeigt sich in dem Riß, der gleichzeitig mit dem neuentstandenen „Klerus" sichtbar wird. Nur weil der Riß sich so organisch, in genauer Übereinstimmung mit den Zweck- und Zeitbedürfnissen bildet, bleibt er noch unbemerkt.

Die allgemeine Brudergleichheit vor dem Herrn ist aber hier schon aufgehoben. Im Schoße der Gemeinde entwickelt sich als Keim die „Kirche"[23]. Alle edlen Säfte der lebendigen Gemeinschaft zieht sie in sich, ehe sie empor ans Licht des Tages steigen kann.

In der Not und Drangsal stählen sich die Willenskräfte, baut sich das Grundgemäuer. Noch hat sie nicht die äußere Macht. Aber sie will diese Macht, unerschüttert glaubt sie, in ihrer Führerschaft, an einen großen Tag des Sieges. Die Unbezwinglichkeit des Siegeswillens drängt die Weltmacht mehr und mehr in einen Existenzkampf, in die Abwehrstellung des verlorenen Postens.

Auch die letzte, riesenhafte Welle, die sich donnernd gegen das eiserne Bollwerk wälzt, vermag es nicht zu brechen[24]. Der Kräftekampf ist damit ausgefochten. Er ist im Hinblick nicht nur auf das Heldentum des Geistes, sondern auch die Zähigkeit des Willens und die leise Vertauschung der Kampfmittel eins der denkwürdigsten Weltschauspiele.

II.

LEBEN

1.

Von der Außenseite möchte auf die Innenseite, von den beispiellosen Wirkungen auf die beispiellose Kraft geschlossen werden. Gewiß, diese Kraft ist Glaube, Geschenk der Gnade, ist der in der Taufhandlung mitgeteilte „Geist". Aber das sind mystische Begriffe. Ein einziges zündendes Wort ersetzt sie alle.

Das Wort heißt: Leben. Es ist unmittelbar verständlich, es ist allen geläufig, die den Christus bekennen. Es steht jenseits aller sonstigen Abweichungen und Schattierungen des Meinens, Deutens, Lehrens. Es zeigt die allgemeine Grunderfahrung an: daß keiner als der Christus „Herr" sei, und als solcher Leben, ja *das* Leben bringe.

Zuvorderst ist der Christusglaube Lebensglaube. Dieser Glaube ist der Strom, das Unmittelbare, die Bewegung in der Tiefe. Die entwickelnde Form ist ihm gemäß. Es ist jener unterste Erkenntnisvorgang, der dem einzelnen, um „Christ" zu sein und sich in unerhörtem Stile zu bewähren, durch niemand anderen, auch nicht durch einen Dogmenglauben ersetzt werden kann. Er zeigt das „heilsgeschichtliche" Erfolgen in der Menschenseele an und ergänzt somit die objektive Heilsgeschichte, die sich im Dogma, im „Bekenntnis" absetzt.

Unterhalb des Theologendenkens fließt der Strom. Alles, was zur „Lehre" gehört, ist Ausscheidung, Versteinerung, Überkrustung dieses Stromes . Es tritt aus dem Unmittelbaren und bleibt außerhalb. Die Bewegung selbst ist aus dem Dogma nicht oder schwer ablesbar. Auch die sonstigen Schriften zeigen sie nur bruchstückweis, im höchsten Falle als Impuls, nicht als *Gedankengang;* als solcher ist sie von den Christen nie beschrieben worden, denn sie war viel zu nahe, wurde viel zu sehr als Wirkungseinheit erfahren.

Es will scheinen, als gehöre das Geschriebene zu einer anderen Denkbewegung, die den „christlichen Gedankengang" durchkreuzt und aus der strengen Bahn zu biegen sucht. Auch sie nimmt ihren Ausgang vom Begriff des „Herrn", des „Lebens", nur trübt sie die einfache Logik, die ihm innewohnt, durch Vorstellungen und Erwartungen aus anderer Quelle. Weil sie zwiespältigen Wesens ist, muß sie unlogisch werden auch bei denen, die denken gelernt haben.

Der Lebensglaube führt den einfachen Gedanken einfach, klar und folgerecht zu Ende, denkt vom Geist, vom Glauben aus. Der andere Glaube stimmt im Grunde, trotz seiner evangelischen Belege, mit dem Geist der Christusbotschaft restlos nicht zusammen. Die beiden Strömungen, scheinbar friedlich nebeneinander, schließen einen ähnlich wesenhaften Gegensatz in sich, wie er zwischen zwei verschiedenen Rassen herrscht.

Wie das Denken der einen „Rasse" in der schärfsten Prägung aussieht, zeigen vor allem die apokalyptischen Schriften. Der Hang zum Spekulieren über „letzte Dinge" gibt den Ausschlag, nicht deren zeitliches Nah oder Fern. Das Denken der anderen Rasse wird, bezeichnenderweise, nicht aus schriftlichen, sondern *anschaulichen* Zeugnissen ersichtlich.

Im allgemeinen darf vermutet werden, daß das Vorhandensein von *Katakomben* schon auf das des reinen christlichen

Denkens schließen läßt, — selbst unter der Voraussetzung, daß sachliche Gegebenheiten, wie Beschaffenheit des Bodens in der Frage eine wesentliche Rolle spielt. Dort, wo die Katakomben am vollkommensten und umfangreichsten in Erscheinung treten: in der *römischen* Gemeinde, wird also der lebendige, Erfahrung spiegelnde Gedankengang am deutlichsten gedacht, entwickelt worden sein.

Es ergibt sich dieser ganz von selbst, sobald man den Versuch macht, von den sichtbaren Anhaltspunkten aus auf das zugrunde liegende Denken zu schließen. Der Umfang dieser Sichtbarkeit ist gar nicht abzusehen, alle Möglichkeiten festen, raumgebundenen Ausdrucks sind beteiligt. Ihr Schwergewicht liegt darin, daß sie Beleg ist für das allgemeine, durchschnittliche Denken, das *Denken der Gemeinde*[25].

Hier kündet die Gemeinde selber, wie das Christusleben sich ihr darstellt, wie sie es lebt. Die Schriftzeugnisse stammen aus Führerkreisen. Soweit in Rom entstandene Schriften sich erhalten haben, neigen auch sie der anderen Seite zu; doch brauchen sie — im Blick auf ihre nur geringe Zahl — durchaus nicht eine Regel zu beweisen. Zum mindesten wird das Gemeindedenken, infolge größter Überzahl der Zeugnisse, durch sie in keiner Weise fraglich oder abgeschwächt.

Selbst wenn das — früh entstandene — Dogma dem Lebensglauben an entscheidendem Punkte widerspricht, entsteht zwar eine ungeklärte Lage, die freilich nur im ersten Augenblick als hoffnungslos erscheint. Sie klärt sich, wird verständlich bei genauerem Zusehen, betrachtet im Zusammenhang der einfachen Gedankenlinie, die zu diesem Punkte führt.

2.

Christusglaube ist Mysterienglaube; wem das *Geheimnis* aufgeht, der wird wissend, eingeweiht. Dies Geheimnis ist ent-

halten in den beiden Hauptereignissen im Leben des wandelnden Herrn: in seinem Tod und seiner Auferstehung. Genauer, in dem Verhältnis, der Verknüpfung beider Geschehnisse. Denn eines ohne das andere ist unhaltbar, Tod ist natürliche Voraussetzung der Auferstehung, und Tod allein, Tod etwa aufgefaßt als Opfer für die Weltschuld, bleibt ohne die Erweckung nur dogmatische Konstruktion. Nur in der ursächlichen Verknüpfung der Geschehnisse ist das Geheimnis erfahrbar, durch dessen Erfahrung zugleich auch menschliches Dasein überhaupt erst in die höhere Ebene gerückt wird.

Was die Geschehnisse meinen, muß sich dem einfachen Sinn des Glaubensfähigen ohne weiteres eröffnen. Es geht ihm auf, daß in der Schale des der Welt ganz widersinnig Scheinenden sich der göttliche Kern verbirgt. Die Ereignisse sagen aus, daß, was die Welt für ein Ende ansieht, in Wahrheit Anfang ist in Herrlichkeit. Das, was in denkbar größter Verachtung, Erniedrigung, Verlassenheit zugrunde ging, ist von Gott erhöht, verklärt, verherrlicht worden. Das Opfer, das der reinste und gottnächste aller Erdensöhne für die Wahrheitsbotschaft auf sich nimmt, ist nicht vergeblich. Durch physische Gewalt hat das, was er war und brachte, nicht vernichtet werden können. Durch diesen Tod, und nur durch ihn, kommt es dazu, daß sich „der Funke entzündet, der den Brand entfacht".

Jesus von Nazareth, der irdisch Wandelnde, verschwindet, wird Christus, Ursacher eines unermeßlich überlegenen Seins. Der Unterdrückte, von Menschen Gehaßte, Leidende und Hingemarterte enthüllt seine innere Gestalt, geht als „der Herr", der Siegende hervor.

Dämonen[26], weltdurchwirkende Mächte, haben sein Leibesleben, seine irdische Erscheinungsweise übermocht, vernichtet, derMenschensohn hat ausgeliefert werden müssen in Menschen-

hände. Doch nur deshalb mußte er versinken in der Tiefe, um aus dieser hochgehoben, einzugehen in „seine Herrlichkeit".

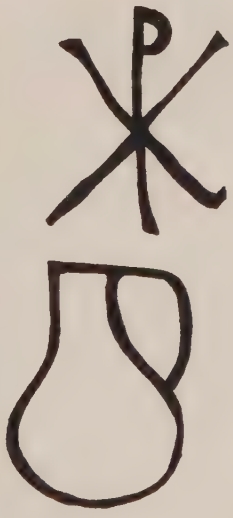
Erweckung, Auferstehung ist die Machttat Gottes, Sieg, Überwindung jener Mächte, die in dieser Welt die Sieger bleiben. Gott, die im Jesusmenschen wirkende Christusmacht, der die Dämonen in den Wundertaten doch erlegen waren, bezwingt den letzten, das heißt größten und grimmigsten Dämon, bezwingt den Tod, nimmt ihm die Macht weg, stellt ihn in den einfachen Heilsplan ein.

3.

Das Geschehen mit dem Christus ist prototypisch. Das christusmäßige Leben, das der Bekenner formt sich demgemäß; Sterben und Auferstehen müssen bestimmende, Richtung gebende, unmittelbar erfahrene Gewalten sein. Nur zwischen diesen Polen ist der Verlauf der christlichen Linie denkbar.

Von der Kraft, die ihnen entströmt, lebt mehr oder minder jeder einzelne der Bruderschaft. Er weiß sich bewegt in Glauben und Liebe, fühlt sich umgewandelt, gefüllt von unvergleichlicher, ihm vorher unbekannter Helligkeit. Gedenkt er seines früheren Daseins, meint er, er müsse geschlafen haben, sei nachtwandelnd oder betrunken oder tot gewesen. Am besten mit dem Tode, dem Nichtleben oder Noch-nicht-leben ist der vorige Zustand vergleichbar. „Unser ganzes Leben war gar nichts anderes als nur Tod[27]."

So mag begreiflich werden, daß aus einer beispiellosen Überzeugungssicherheit heraus die sehr persönliche Erkenntnis auf jegliches Menschendasein ausgedehnt wird: jener Zustand, den ich auf Grund meiner Erinnerung als ein durchaus Negatives, einen Zustand der Scheinlebendigkeit empfinde, ist



Christusmonogramm mit Krug (refrigerium)

der Zustand aller anderen Menschen auch. Sie sind den Dämonen verfallen, sind gelenkt von deren Willen. Das, was sie Leben nennen, ist, christlich betrachtet, Tod. In diesem Tode, diesem Schattendasein wanken sie wie Gespenster einher.

Wer solchem Zustand der Gebundenheit der wahren Geisteskräfte durch die Hand der Gnade entnommen wird, tritt, indem ihm die Erkenntnis des Christus aufgeht, in das Leben ein. Das Grundandere, die Bewegung, die zugleich das Seiende ist, beginnt in ihm zu wirken. Sein Einzeldasein fängt nach neuen Gesetzen sich zu formen an. „Mitten im Tode", mitten in der Menschen- und Dämonenwelt wird die große Freude geboren und die Kraft, die in ihr wurzelt.

Ob dies Leben, ob die wahrhaft lebendigmachende Kraft erfahren und ergriffen wird, macht das Schicksal eines jeden Menschen, auch des Mächtigsten, auch des Klügsten. Entweder er „bleibt im Tode", oder er „kommt in das Leben". Ist das einmal ergriffen, dann wird es, aller Voraussicht nach, sich auch als das dem Todeswesen Überlegene bewähren.

4.

Daß solche Wandlung innerhalb der Dingwelt nicht im Absoluten vor sich geht, bedeutet freilich auch zugleich, daß der neuerreichte Zustand sich nicht durchaus selbst erhält. Die Widerstände von der Seite des Sichtbaren, Hörbaren, Tastbaren her, die Gegenwirkungen der Dämonen, der sinnlichen Welt in ihrer ausgedehnten Fülle und Leibhaftigkeit sind unaufhörlich. Die Spannung zwischen zeitlich-räumlicher und übergreifender Wirkungsweise vermindert sich kaum, bleibt vielmehr ungeheuer, solange die Seele „in der Hütte des Leibes zeltet"[28].

Es bedarf der Kraftzufuhr, vermittelt durch Gegebenheiten, die über den beschränkten Umfang eines Einzelseins hinaus-

reichen. Ein Weg dazu, ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel ist der — naturgemäße — Anschluß an alle, die das gleiche erfahren, an die Gemeinschaft der „Lebendigen". Es handelt sich dabei nicht nur um das Bewußtsein der Zugehörigkeit, des nicht mehr Alleinseins, der Heimat im Verein der Brüder. Das sonderbare Christuswort: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen"[29], entscheidet gegen das einzelseelisch-mystische Erleben, spricht seine wirkende Gegenwart nur einer Mehrheit von Menschen zu, die aus ein und derselben Erfahrung leben.

In der Gemeinde stellt sich Christus, das Prinzip des Lebens, dar als Körper. In der Gemeinde ist die Ordnung, der liturgische Rahmen, in den sich jedes, auch das in besonderem Maß pneumatische, geistbegabte Einzelleben einzufügen hat. Dort wird die „Lehre" verwaltet und bewahrt vor Menschenwillkür. Dort auch findet Sammlung wie Verkündigung der heiligen Schriften statt, der vorbereitend-weisenden und derer, die das Licht des „heiligen Geistes" brennend zeigen.

Dort ist zugleich der Ort der beiden Handlungen, die — nicht wie in den mystischen Kulten, zur Erkenntnis führen, vielmehr — in ganz besonderem Maße die Gemeinschaft mit dem Christus und allen zum Glauben, das heißt Leben Gelangten stärken, immer wieder neu herstellen. Die eine ist einmaliges Geschehnis, nach der anderen steht ein nicht erlöschendes Bedürfnis, ein Bedürfnis, so real wie das nach Essen und Trinken in der Leiblichkeit.

Bezeichnenderweise ist das Einmalige an die Tür zur Gemeinde gestellt. Wer hinein will, muß hineingestoßen werden in das Wasser, muß untertauchen, über seinem Kopfe muß es zusammenschlagen, daß ihm Hören und Sehen vergeht; keuchend, triefend und betäubt steigt er ans Land. Es heißt das: erst einmal muß der natürliche Mensch „begraben werden

durch die Taufe in den Tod“[30]. Er muß das Sterben, das Ende des bisherigen Todeszustands an Leib und Seele sinnbildlich erfahren haben.

Das andere, immer Wiederholte ist die Feier des Gedächtnismahls. Hier tritt, in mythisch-symbolischer, doch zugleich auch denkbar wirkungsmächtiger, also „magischer“ Form die christliche Lebenstatsache immer wieder in Erscheinung: der Herr, der Christus stirbt, um den ihm Zugehörigen Leben, sein Leben, das Leben zu vermitteln. Jedesmal aufs neue wird hier die „Erlösung durch sein Blut“ unmittelbar erfahren als Befreiung von den „Mächten“, als Erwachen in den großen Auferstehungstag.

5.

Auf solche Weise verwirklicht sich das Leben innerhalb des Daseinskreises. Was aber wird, wenn dieser sich vollendet, das Bewußtsein schwindet, die körperliche Bau- und Triebkraft aufhört? Der Tod kann nur bewirken, daß das mitten im Irdischen entzündete Leben zu seinem vollen Umfang entbunden wird. Es tritt aus einer engen Kammer unter das Himmelsgewölbe, geht ein in den ungebrochenen Glanz des Gotteslebens. Die Spannung löst sich, reiner Einklang, restlose Verbindung stellt sich her[31].

Das Paradoxe dieser Wendung ist ohne Vergleich. Der für den weltlichen Menschen dunkelste, bitterste Tag heißt in der Sprache der ersten Christen: *dies natalis*, Tag der Geburt, Tag des Frohlockens[32]; und zwar deshalb, weil die schlechthinnige Vereinigung mit dem Geliebten, die vorher nur zeitweilig, also unvollkommen möglich war, erst jetzt Ereignis werden kann. Grauen und Tränen werden sinnlos; es sind Zeichen der Schwäche, des Noch-nicht-verstanden-habens.

Das Wort „Geburtstag“ ist unzweideutig, es besagt, daß dieser Übergang sich unmittelbar vollzieht. Es stimmt zu-

sammen mit dem Bild der „durch den Tod hinweggenommenen und auf den Schultern des Guten Hirten in die Heimat getragenen Seele", die Gott „teilnehmen lasse an der Gemeinschaft mit den Heiligen"[33].

Die Frage nach dem Körperschicksal wird von selbst zur Nebensache, sie erfordert nicht einmal ausdrückliche Beantwortung. Der Körper hat nur Sinn als „Seelenhütte", als stoffliche Voraussetzung des geistigen Lebendigwerdens innerhalb des Daseins.

Grundlage für die aufgewachte Seele ist er nur, solange dieser im Daseinsrahmen zu verweilen vorbestimmt ist. Dann wird er überflüssig, fällt der natürlichen Auflösung anheim. Die in die volle Einheit mit dem Herrn gelangte Seele bedarf ihn nicht mehr, hat auch keinen Anlaß, ihn zurückzuwünschen.

So ist die Logik christlichen Denkens. Dem Katakombenglauben ist die „Totenauferstehung" fremd[34]. Nur einigen wenigen späten Inschriften sind die Begriffe resurrectio, ἀναστασις geläufig. Sie gehören unverkennbar jener anderen Denkbewegung an, die, zwar von Anfang an vorhanden, doch nur im Hintergrund der anderen parallel läuft.

Ihre Wurzeln reichen rückwärts in spätjüdische Überlieferung; von dort gelangt sie, umgebildet, in die christlichen Apokalypsen. Auch zu den christlichen Vorstellungen vom Ende der Dinge zählt von da ab die der Fleischesauferstehung. Aus der Lehre von den letzten Dingen geht sie sogar ins Dogma über und verknüpft sich, sonderbar genug, mit der Geistaussage[35].

Das zähe Halten an der Enderwartung hinsichtlich des Menschenleibes mag begreiflich werden durch die Christusauferstehung. Der entstofflichte oder zu feinerer Stofflichkeit gediehene Leib des Herrn, der aber doch sogar noch Wundennarben aufweist, scheint ohne weiteres dafür zu bürgen, daß aller Leiber einst ein ähnlicher Zustand warte.

Die logischen Verwicklungen, vor allem das Auseinanderfallen von Seelenschicksal und Körperschicksal, die schließlich wieder auf sehr künstliche Weise vereinigt werden, bemerkt man scheinbar nicht. Und falls man sie bemerkt, nimmt man sie gern in Kauf, nur um im Punkt der Jenseitsschicksalsfrage nicht mit dem Feind, der *Gnosis*, übereinzustimmen.

Gnostisches Denken[36] nämlich ist hier durchaus reinlich. Es will nur wissen von dem Eingang in die Herrlichkeit des Paradieses, der im Tode unmittelbar erfolgt. Die Totenauferstehung wird als jüdisch, das heißt widerchristlich, ausgestrichen.

Mag also hier der allgemeine, durchschnittliche Glaube sich mit dem Glaubensfeind berühren, so hat doch mindestens das Dogma die Unversöhnlichkeit des Gegensatzes auch in dieser Frage unzweideutig festzustellen. Es hat die Pflicht dazu, selbst wenn es auf Kosten der Logik und der Denkgemeinschaft innerhalb der eigenen Gemeinde geht.

Ohne Zweifel liegt hier, welches auch die Gründe sein mögen, ein bedenkliches Verhalten vor. Bedenklich, selbst wenn eine Verknüpfung beider Gedankenreihen — die Ergänzung einer durch die andere — nicht völlig ausgeschlossen wäre. Und doch ist dies Verhalten (oder die Denkabweichung) wiederum tief schicksalhaft.

Denn in den Gemeindeführern ist das Witterungsvermögen für die kommenden Dinge. Sie stehen auf der Seite dessen, was sich durchsetzen, was sich der neuen, weltgemäßeren Gemeinschaftsform einfügen wird, die innerhalb der vorbereitenden heranwächst. Dem Katakomben- oder Lebensglauben aber ist geschichtlich nur verhältnismäßig kurze Frist beschieden. Als lebendige Bewegung geht er unter, verfällt der Vergessenheit, gleich zahllosen anderen Glaubensformen seines Zeitalters.

III.

DIE STADT

1.

Eine Lebensfrage von früh auf ist die Frage der Totenbestattung. Ihre Lösung ist so unaufschiebbar wie der Tod. Ihr Gewicht ist größer, als man denken sollte, — im Hinblick auf das Bild der Seelenhütte, die mit dem Tode auseinanderfällt, deren Schicksal also doch, vom Glauben aus, belanglos bleibt.

Das Übliche mitzumachen, kommt kaum in Frage, denn es entstammt der Totenwelt. Ja, die eine von den beiden üblichen Bestattungsweisen, die des Verbrennens, ist von vornherein unmöglich[37]. Sie ist sogar mit ihrem Abscheu vor der langsamen Zersetzung dem Geist der alten Zeit gemäß; Asche kann gleich wieder in eine schöne Form, die Urne, gefaßt werden.

So willkürlichem, naturwidrigem Zerstören der Seelenhütte widersetzt sich der christliche Instinkt; göttlicher Ordnung darf nicht vorgegriffen werden! Doch auch die andere Form, die der Bestattung in den steinernen Gehäusen, ist nicht viel mehr als Notbehelf, der Sarkophag stellt eine ungebührliche Unterstreichung körperlich-persönlichen Einzeldaseins dar. Er ist Symbol antiken Selbstbewußtseins; davon abgesehen, kommt er nur für sehr vermögende Klassen in Betracht.

Es muß eine neue, eigentümlicher christliche Form gefunden werden. Und zwar kann diese nur ein *Grab* sein, ein Hohl-

raum für den toten Leib. Nur scheinbar liegt diesem Grabbedürfnis die Absicht zugrunde, das Örtliche, Stoffliche der Seelenhütte zu betonen, die Erdenreste zu bewahren, im Hinblick auf die große Totenauferstehung.

Schon die vielen Unbegrabenen gerade der Verfolgungszeit machen solche Absicht unwahrscheinlich[38]. Die gewiß auffallend große Sorge für die Bergung der Martyrerleichen ist nur ein sich ganz von selbst verstehender Zug inmitten einer Bruderschaft, mit der, hinsichtlich innerer Verkettung, wohl keine andere Gemeinde vergleichbar war.

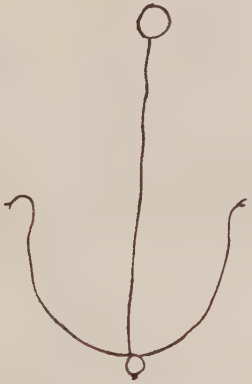
Man will, man braucht das Grab als das Symbol der Seele, als Zelle, deren Vielheit jenen sichtbar-räumlichen Zusammenhang ergibt, der Sinnbild sein kann einer in Leben und Tod geeinten Masse von Brüdern und Schwestern.

Wo aber werden diese Gräber sein? Friedhöfe anzulegen nach Art der östlichen Gemeinden, kann für Notfälle in Betracht kommen, in Zeiten großer Metzeleien oder Seuchen, wenn der für eine übergroße Zahl von Leichen erforderliche Grabraum auf keine andere Weise zu beschaffen war. Sonst ist das oberirdische Begraben jedenfalls ganz unverständlich, solange Christenglaube, als religio illicita, mehr oder weniger unter Todesstrafe steht[39].

2.

Schon binnen kurzem findet sich der Punkt, an dem ein Ansatz möglich wird. Unter den Brüdern aus der Oberschicht, unter den christlichen Grundbesitzern ist es üblich, Grüfte unterhalb der Oberfläche anzulegen; die im Leben eine Familie waren, sollten sich auch im Tode wiederum zusammenfinden. Der Gedanke war nicht etwa ungewöhnlich, er entsprach nicht nur antikem, sondern menschlichem Bedürfnis überhaupt.

Auch sonst sind Grüfte unter der Erde, Hypogäen, oder Räume für die Aschenurnen, Columbarien[40], der Zeit durch-



Anker

Segelboot

aus geläufig. Es sind dies immer sehr begrenzte Raumgebilde, zugeschnitten auf einen engen Zweck. Das Unterschiedliche der christlichen Privatgruft ist nur, daß sie vorbestimmt ist, Ausgangspunkt zu werden; sie ist ein Auftakt, nicht ein Selbstzweck.

Sie ist es schon infolge des in ihr zutage tretenden Strebens nach Vereinfachung des Aufwands. Den Leuten von Besitz und Stand ist die wahre Bedeutung ihrer äußeren Vorzugsstellung klar geworden. Man will, unter Vermeidung der Sarkophage, eine einfache Bestattungsform; der mit dem christlichen Bekenntnis verknüpften Vereinfachung der Lebenshaltung muß eine solche der „Todeshaltung" parallel gehen.

Man nutzt die Wände des Gruftraums für die Gräberhöhlung aus. Diese wird rechteckig eingeschnitten, der Länge des Körpers angemessen. Die offene Seite wird durch eine Platte luftdicht abgeschlossen. Die Gräber staffeln sich übereinander; die vier Wände eines mäßig großen Raumes enthalten weit mehr Platz, als selbst eine große Familie bedarf[41].

Gefahr des Einsturzes, infolge der Durchbrechung der Wandflächen, ist keineswegs vorhanden. Denn der unterirdische Baustoff ist nicht Erde, die gestützt und verschalt werden muß, sondern Tuff, eine widerstandsfähige, dabei leicht bearbeitbare Steinart. Von breiten Schichten dieses körnigen Tuffsteins sind große Teile des Landes durchzogen.

Mit den christlichen Grundbesitzern also gilt es sich ins Einvernehmen zu setzen. Es sind Brüder, und die Sache, um die es sich handelt, ist von allgemeiner, weitreichender Bedeutung. Man kann ihnen sagen: laßt euer Vorrecht auch den andern zugute kommen; habt ihr noch Platz in eurer Gruft, so stellt

ihn zur Verfügung; habt ihr keinen mehr, gestattet uns, daß wir den Gang verlängern, der hinabführt!

Wer hätte Grund gehabt, die Bitte abzuschlagen, zumal sie doch der Not entsprang? Was der Besitzer des Bodens unterirdisch damit anfing, ging schließlich weder Staat noch irgend jemand anderen an. Und der Tuff ließ wirklich zu, den Gang beliebig vorzutreiben[42].

3.

Man beginnt also, und ganz von selbst ergibt sich die dem allgemeinen Zweck entsprechende Raumform: der *Korridor* mit den schon in der Einzelgruft gebräuchlichen Fachgräbern, an beiden Wänden übereinander. Denn die private, abgeschlossene Form der Kammer konnte nicht zugleich für allgemeine, uferlose Zwecke übernommen werden. Nur das denkbar Einfachste kam in Frage.

Wo aber soll die Grenze sein, wo das Begonnene sein Ende findet? Das Sterben hört nicht auf, die christliche Lage ändert sich nicht, infolgedessen bleibt auch die Notwendigkeit gesicherter Grabräume. Man konnte den Korridor verlängern, nicht aber unbegrenzt, denn auch das Grundstück war nicht unbegrenzt. Die obere, die Flächengrenze, war auch Grenze in der Tiefe, — ein so einfacher Rechtsgrundsatz darf auch dort, wo niemand kontrolliert, unmöglich durchbrochen werden[43].

Es bleibt der Ausweg, den Gang in anderer Richtung, innerhalb des Grundstücks bleibend, fortzuführen, also neue Gänge, seitliche Abzweigungen herzustellen. Damit entsteht die Frage des Systems, der planmäßigen Anlage. Ist es denkbar, einen ausgedehnten, weitschichtigen Raumzusammenhang unterhalb der Erde herzustellen?

Man gedenkt der gar nicht fernen Gräberstädte in Etrurien, weiß von ägyptischen Tiefbauten[44]; beides ist sogar in Stein

gehauen. Solche Beispiele geben Mut, zumal man schon mit dem Stoff und seiner Eigenart vertraut ist und seine Möglichkeiten übersieht. Auch haben sich Leute gefunden, vor allem aus dem Baugewerbe, Fossoren[45], die bald ausschließlich von der Arbeit unterhalb der Erde beansprucht werden.

Je nach Bedarf — und das heißt wohl eher langsam, Schritt für Schritt, als „auf Vorrat" — geht die Arbeit vorwärts. Ein Plan ist, mindestens in Hauptzügen, bald vorauszusetzen, auch ein verantwortlicher Leiter dieser Arbeit; denn je reicher der Grundriß sich entfaltet, desto unmöglicher wird willkürliche Arbeit.

Sonderbar genug sieht das „System" aus; kann überhaupt noch von System die Rede sein? Da sind ausschließlich gerade Gänge, einander schneidend, mit höchst verschiedenem Winkel abzweigend, von ganz verschiedener Länge. Oft scheinbar höchst willkürlich, dilettantisch, konfus, ohne rechte Logik.

Nur eben ist die Logik des Bauens in der Tiefe eine andere, als die des Bauens oberhalb. In der Tiefe rechnet man mit anderen Gegebenheiten. Die Gesamtanlage muß sich richten nach der Form des Grundstücks. Man wird Unregelmäßigkeiten Rechnung tragen müssen, wie sie der fest gegebene Baustoff mit sich bringt, einspringenden Sandlagern und dergleichen. Man wird in sehr viel höherem Maß als droben ausschließlich auf den praktischen Zweck, die Ausnutzung des Gegebenen zu achten haben.

So entsteht im Lauf der Zeit ein geschlossener, in sich sinnvoller, und deshalb in sich schöner Tiefraumkörper. Die Ursprungsform der Anlage ist immer rostförmig[46], und im weiteren Verlauf des Bauens strebt man, weitere Roste anzugliedern: große Gangrechtecke, mit Gassen innerhalb, den beiden langen Seiten möglichst parallel[47].

4.

Unter den Toten, die man in unterirdischen Gräbern birgt vor der Welt, vor Wissen und Augen der Christusfeinde, sind schon von früh auf Martyrer, die weitaus wichtigsten der Toten. Aller Blicke sind emporgewandt zu ihnen. Sie sind das hohe Vorbild, dem man sich beugt in Demut und in Liebe. Dies muß auch in dem Grabe in Erscheinung treten, das man ihnen zuerkennt. Es geht nicht an, den Leib der Heiligen auf gleiche Weise zu begraben wie die anderen Leiber. Hier wird die „Gleichheit vor dem Herrn" naturgemäß durchbrochen. Das Heldengrab muß ausgezeichnet sein, hervorgehoben werden über die Masse der vielen gleichförmigen Ruhestätten.

So geht von Anfang an dem Bau der Gräberkorridore[48] der von *Gruftgemächern* parallel, die in erster Linie Glaubenshelden vorbehalten bleiben. Sie heißen cubicula, Kammern der Ruhe, des Friedens, oder, mit deutlicherer Beziehung auf die Martyrer: Krypten. Die Form dieser Räume ist die der schon vorhandenen Familiengrüfte. Doch nur im Grundriß; alles andere ist verschieden. Der höhere Zweck hat seine Form geprägt, die Aristokratie des Geistes stellt sich dar in baulicher Symbolik.

Die Kammern liegen abseits von den Gräbergängen, getrennt von ihnen nur durch einen kurzen Zugang. Ein dämmeriges Licht erfüllt sie; es fällt aus einer fernen, engen Quelle, durch einen Schacht von oben, der breit an einer Seite der Decke zu münden pflegt. Die Decke ist oft schwach gewölbt und stets mit luftiger Bemalung überzogen. Auch die Wände sind bekränzt mit Malerei.

An der Stirnseite der Kammer, dem Eingang gegenüber, ist das heilige Grab. Seine Form ist orientgemäß: ein in der Wand gebunden bleibender, natürlicher Sarkophag, ein „Troggrab", dessen wagerechte Fläche von einem Nischenbogen

überwölbt wird[49]. Das ist die christliche Urform des Altars, neben dem einfachen, tragbaren Tisch der oberirdischen Zusammenkünfte[50]. Hier unten bildet sich ein Tisch*raum;* die Wölbung schließt zusammen, was auf der Fläche, der steinernen Platte des Grabes steht: den Kelch, die Kanne, die Büchse mit dem Brot[51], die Kerzen und dergleichen.

Erst dann, wenn die Gemeinde in Gestalt des Bischofs oder Diakonen vor dem Grabe steht, erst dann, wenn über dem der Sterblichkeit Anheimgefallenen das Unsterbliche in der Feier Gestalt gewinnt, ist der Sinn dieser Form der Heiligengräber aufgeschlossen. Die christliche Beziehung zwischen Tod und Leben wird auch räumlich greifbar.

Mit diesen Kammern oder Kapellen bereichert sich der Grundriß des Gassennetzes in der Tiefe[52]. Es entstehen Akzente, Ruhepunkte, Rauminseln, die Gräberfluchten gewinnen mehr Gesicht. Nicht so, als ob nun größere „Ordnung" entstünde, im Sinne oberirdischer Logik; denn ihre Anlage erfolgt gemäß jeweiliger Notwendigkeit, wobei man freilich immer strebt, das Gleichgewicht auf der anderen Seite des Ganges herzustellen, und mehrere solcher Räume in der Nähe zu gruppieren.

5.

Aber damit ist noch nicht viel mehr beschrieben, als die Elemente, aus denen das Ganze nach und nach erwächst. Noch vollzieht sich das Geschehen innerhalb der einen, ersten Schicht der Gräberwelt. Das System ist immer noch flächenhaft, es breitet sich in *einer* Zone aus, die parallel zur Oberfläche liegt. Einmal aber muß der Punkt erreicht werden, der dem weiteren Ausbau dieser durch die Grundstücksgrenzen klar bestimmten Zone Halt gebietet. Wo wird die Arbeit fortgesetzt werden?

Nicht undenkbar wäre der Bau eines neuen Friedhofs. Nur würde dieser wahrscheinlich recht entfernt gelegen sein. Das Gelände ist aufgeteilt, christliche Grundbesitzer sind in der Minderheit. Und ohne Not entschließt man sich nicht leicht zu einer Neuanlage.

Noch aber gab es einen Ausweg, er führte weiter in die Tiefe. Noch tiefer hinab in den Bauch der Erde, in noch größere Ferne von der Welt. Gott ist auch in der äußersten Tiefe, auch dort kann eine neue Stätte für das Leben bereitet werden. Die menschlichen Bedenklichkeiten zerrinnen vor der ungeheuren Sicherheit des christlichen Bewußtseins. Die Zeit ist nicht danach, zu säumen, zu bedenken; nur tun und anfangen kommt in Frage.

So fängt man also wieder an, senkt einen Gang in eine neue Tiefenschicht hinab, entwirft den neuen Grundriß. Aus leicht ersichtlichen Gründen wird dabei vermieden, die Gassen gerade unter denen des ersten Stockwerks anzulegen. Der neue Bezirk gestaltet sich zwar nach dem alten Grundgesetz, jedoch gemäß den neuen Notwendigkeiten der inzwischen vorgerückten Zeit und sonstigen Bedingnissen.

Doch der Zusammenhang mit der oberen Schicht besteht, der Tiefraumkörper ist in stärkerem Maße „Körper" geworden, zur Erstreckung in Länge und Breite ist die in die Tiefe hinzugekommen. Später wagt man, unter dem zweiten dritte, vierte, ja mitunter sogar fünfte Geschosse anzulegen, das heißt, der Organismus in der Tiefe wird immer größer und reicher, er wird bis zur Grenze des Möglichen ausgeweitet.

Es geht weiter, weil der Tuff nicht aufhört, weil alle Bauerfahrungen zunftmäßig sich forterben. Notwendig wird der Ausbau früher oder später, je nach der Ausdehnung des Grundstücks. Denn es scheint, als solle der Zwang von der Welt her bestimmend bleiben für das Christenschicksal.

6.

Das, was da unten wächst, langsam, doch unermüdlich, ist eine *Stadt*. Schon die eine, erste Zone ist es; das späterhin Entstehende erweitert es zu einem schichtenweis gestaffelten Stadtzusammenhang Durch die Mehrheit der Geschosse wird das Ganze noch viel labyrinthischer; auf Außenstehende muß es bedrängend wirken mit seinen zahllosen Haupt- und Nebengassen, Treppen oder sich senkenden Verbindungsgängen, mit der Menge der Kammern und sonstiger Räume für besondere Gemeindezwecke. Ohne Plan oder Führer fände er sich kaum ans Tageslicht zurück.

Und dabei wissen die Bauenden und die, für welche hier gebaut wird: das Werk, das an dieser einen Stelle entsteht, wächst nicht allein. Auf anderen Grundstücken, nachbarlichen und solchen weit im Umkreis, geht das gleiche Geschehen vor sich. Ja es entsteht ein ganzer Gürtel solcher Bauten rings um die große Stadt herum; ein Gürtel, — mögen auch die Gruftanlagen, je nach der Zufallslage des Besitztums, untereinander verschieden weit entfernt sein.

Auf solche Weise geht heimlich und symbolisch eine Einkreisung der Weltstadt vor sich. Das andere Reich, die „Roma sotterranea" gewinnt Gestalt und Macht bei aller ihrer äußeren Machtferne. Die „Maulwurfsbauten", von denen der Gebildete mit spöttischem Lächeln gehört haben wird, unterhöhlen in aller Stille die Macht- und Riesenbauten.

Nicht eine Stadt der Toten, eine „Nekropole"[53], ein bloßes Magazin von modernden Gebeinen vermöchte dies. Droben ist die Totenstadt. Unten aber ist die Stadt der Lebenden, deren Bau- und Überwindungswille unbesieglich ist, und deren Raumform das Symbol, das große Denkmal christlicher Gemeinschaft bildet[54].

Ruderboot

Leuchtturm

IV.

INSCHRIFTEN

1.

Mit einer Steinplatte, meistens Marmor, wird die Gräberhöhlung abgeschlossen. Die Wände der Gänge lösen sich in Ordnungen glatter Flächen auf, die von natürlichen Stegen aus dunklem Tuff gerahmt sind. Bei der Niedrigkeit der Gänge ist der Abstand zwischen den Tafeln nicht sehr groß, weder zu denen einer Gruppe, noch zu denen der Nachbarstaffeln.

Nicht jeder freilich ist imstande, eine Marmorplatte von nicht unbeträchtlicher Größe zu bezahlen. Die Ärmsten, überwiegend in der Frühzeit der Gemeinde, helfen sich mit Ziegelplatten. Zwei oder drei derselben zu erlangen, ist nicht schwer. Man faßt die Stücke in einen dicken Mörtelrand, verbindet sie durch gleiche Masse untereinander. Mit Rußfarbe wird, entweder eigenhändig oder von einem Schreibekundigen, die Schrift daraufgemalt[55].

Wer besser daran ist, kauft eine Platte aus Stein: Kalkstein, Sandstein, Travertin und ähnliches. Marmor ist das beste, wenngleich teuerste. Doch gibt es auch benutzte Platten, die, ob sie einem abgerissenen Hause oder einem alten Heidensarkophag entstammen, immer noch — mindestens auf der Rückseite — verwendbar sind.

Die helle Tafel, die den in der Masse liegenden Grabraum schließt und anzeigt, kann nicht leer gelassen werden. Sie muß dem Leben dienen, — das Leere ist der Tod. Sie muß aussagen, Angaben enthalten. Sie muß zum mindesten den Namen dessen nennen, der hier den Augen derer entschwunden ist, die in der Welt zurückbleiben.

Name ist Symbol für die besondere und einmalige Verknüpfung von Anlagen und Wirkungsweisen, die den einzelnen Menschen machen. Der Name ist wichtig als das Sinnbild des lebendigen Kräftespiels von Allgemeinem und Besonderem. Er bezeichnet die „Seele", wird aufgeschrieben im Buche des Lebens.

Es kommt der praktische Grund hinzu, daß die Auffindbarkeit des Grabes angesichts des wachsenden Friedhofs unbedingt gesichert werden muß. Auch darf nicht der bewußte Zusammenhang mit dem Geschiedenen verlorengehen; die Feier des „Geburtstags" setzt Einspannung aller Bewußtseinskräfte auf den sinnlichen Punkt der Ruhestätte irdischer Reste voraus. So genügt schon ein einziges Wort, der Rufname: ΠΕΤΡΟC (Petrus), ΕCΠΕΡΟC (Hesperus), — sachlicher kann keine Aufschrift sein.

Der eine Name genügt vor Gott und den Menschen. Jedes Mitglied der Gemeinde, mindestens des Sprengels, dem der Friedhof zugehört, kennt den Bruder, der aus ihrer Mitte geht; das Lesen des einen Namens genügt also für die Vergegenwärtigung. Abgesehen davon steht die ganze christliche Begriffs- und Lebenswelt ungeschrieben mit hinter dem Wort; zugleich die ganze Gemeinde, segnend, betend, frohlockend, tragend und getragen werdend.

Solcher Lakonismus freilich, solche altem Römertum gemäße und doch aus ganz anderem Geist geschöpfte Sachlichkeit mag allzusehr an die Frühe des Entwicklungsstands ge-

bunden sein, um als Gepflogenheit sich zu behaupten. Mehr zu sagen, drängt die Fülle des Herzens, drängt alles, was von Christen angesichts des Todes gerade empfunden wird.

Irgendwie zum Ausdruck kommen muß die Macht, die alles neue Wesen treibt. Das eine Wort ist eher Mantel, als Ausdruck, und wenn doch, so nur in mittelbarer Weise. Wie lange wird es verstanden werden? Schon ein leiser Wink und Hinweis, ein hinzugefügtes heiliges Wortzeichen wird der Liebe und Freude genügen, die sich länger nicht einzwängen lassen.

Das Wort heißt „Friede", PAX, EIPHNH (eirēnē). Es ist eine unter Juden allgemein geläufige Segensformel. Hier, von christlichem Bewußtsein übernommen, neu vertieft und neu geweitet, deutet sie den Einklang an, das volle Gleichgewicht der Seele dies- wie jenseits. Sie ist mehr als nur ein Wunsch für den, der nun der Sichtbarkeit entrückt ist, sie stellt eine Tatsache fest. Bald wird sie Marke, Stempel christlichen Seins und dem Kreuzzeichen späterer Zeit vergleichbar[56].

Fernere Erweiterungen der Inschrifttexte können nicht ausbleiben, schon aus äußeren Gründen nicht. Die unaufhörliche Raumerweiterung, die steigende Zahl der Gräber macht erforderlich, dem einen Namen, zwecks genauerer Unterscheidung, auch die beiden anderen Namen, Standesangabe und ähnliches beizufügen. Nähere protokollarische Bezeichnung des Todestages wird durch die Sitte der Gedächtnisfeiern [57] nötig. Deshalb treten die Konsulnamen des Jahres hinzu; natürlich auch der Tag, ja selbst die Stunde des Eingangs in die Herrlichkeit, diese meist in Form der Altersangabe.

Stehende Formeln bilden sich heraus; ihrer bedient sich ein bisher zurückgedrängtes, jedenfalls nicht zum Ausdruck gelangtes menschlicheres Fühlen. Ferne bleibt auch hier noch die „naturgemäße" Regung: Schmerz und Trauer über den

Verlust. Sie ist widerchristlich, sie gehört ins Heidentum. Nur Liebe will sich äußern; sie ist das hier einzig ziemliche Gefühl.

Die Formeln sind denen verwandt, die im öffentlichen Leben umlaufen. Statt vir praeclarus (ein bedeutender Mensch) heißt es nun: conjunx optima; filius benemerens; virgo fidelis; filia dulcissima; anima dulcis (beste Gattin, trefflicher Sohn, standhafte Jungfrau, heißgeliebte Tochter, liebliche Seele).

Die Aussagen beziehen sich also mehr auf Gaben, Vorzüge des Herzens, als auf solche des Verstandes, der Herkunft, des Besitzes, der beruflichen Tüchtigkeit, der öffentlichen Verdienste. Es sind erfüllte Formeln, keinesfalls sinnlos, konventionell gebraucht. Denn wenn irgendwo, so ist gerade bei den Christen, als den „Lebenden" das Bedeutungslose, Starre, Leere, Leblose ausgeschaltet; schon in den kleinen Dingen dieses Lebens, und wieviel mehr im Angesicht des Schicksals.

Eine Reihe lieblicher Wunsch- und Segensformeln schließt sich an, in späterer Zeit auch Formeln der Bitte.

Mögest Du leben in Gott (vivas in Deo)
Gott erquicke Deinen Geist (Deus refrigeret spiritum tuum)
Licht (und) Leben in Gott, dem Herrn Christus
ΦΩC ZHC EN ΘEΩ KYPEIΩ XPEICTΩ
Der Herr sei mit Dir (O KYP. METACOY)
Mögest Du leben im heiligen Geist (vivas in spirito sancto)
Du wirst leben in Ewigkeit (vives in aeternum)
In den Frieden hinein mögen dich aufnehmen die Seelen aller Heiligen
In pacem te suscipiant omnium ispirita sanctorum

Nie wird die Formel starr; sie atmet in Freiheit, entwickelt sich, rankt sich weiter durch die Folge der Zeiten. Unübersehbar sind die Möglichkeiten ihrer Abwandlung und Verbindung mit den bildlichen Zeichen. Auf jeder Tafel wird sie neu geboren.

Lateinisch oder griechisch ist die *Sprache* dieser Texte. Darin spiegeln sie das öffentliche Leben, denn auch dort geht beides durcheinander. Der Eingeborene bedient sich römischer Worte, der Ferngeborene des Griechischen, der Sprache östlicher Reichsprovinzen, die — infolge ihrer Allgemeinbedeutung als „koineh" — Amtssprache auch in Rom ist.

Aus natürlichen Gründen sind lateinische Grabinschriften weitaus in der Überzahl. Ihre sprachliche Fassung ist dem Klassischen fern, alle Merkmale volkstümlicher Bildung und Verwendung sind ihr eigen. Ganz das gleiche gilt auch für die griechischen Texte. Unbegrenzt in beiden ist die Zahl der Fehler, ist die Nichtbeachtung einfachster grammatischer Regeln.

Nicht selten kommt auch Mischung beider Sprachen vor: griechische Worte zwischen lateinischen, lateinisch geschrieben, oder umgekehrt. Auch dies geschieht nach Willkür oder Zufall, wie es dem Schreiber gerade in den Sinn kommt. Das alles beweist den Sprachverfall, wie er, infolge der Auflösung eines Volkstums in ein Weltreich, unvermeidlich war.

Der Klarheit, Lesbarkeit, Eindeutigkeit des Wortausdrucks wird damit nicht gedient. Das Schwergewicht verschiebt sich von der Seite des Logischen nach der des Ungezügelten, Widerspruchsvollen und, vom Bildungsstand betrachtet, höchst Bedenklichen, ja Verwerflichen. Der Verständigungstrieb, der doch die Sprache hervorbringt, fängt an, nach einem ungewöhnlichen und scheinbar widersinnigen Mittel zu greifen: dem Mißverständlichen.

Es stimmt damit ein ausgeprägter Hang zur *Abkürzung* zusammen. Ein Wort wird dargestellt, ersetzt durch seinen ersten Buchstaben, dem auch weitere beitreten können. Natürlich kommen hier vor allem Worte oder Wendungen in Betracht, die gerade für Grabinschriften oft gebraucht werden. Die

Gründe für die Kürzung mögen sachliche sein: Geld- und Zeitersparnis, auch der Wunsch, dem Text die Kürze zu bewahren, seine Übersehbarkeit nicht zu gefährden. In der Wirkung aber äußert sich das Unterbewußte, das, was der „Geist der Zeit" als Ausdrucksmittel will: Verschleierung und Runenhaftigkeit.

Denn nur zu oft sind die Abkürzungen nicht eindeutig, sondern lassen mehrere Deutungen zu. Hinter dem D oder P können sich sechs verschiedene Worte verbergen. Auch steht die Kürzungsweise gar nicht immer fest; decurio kann DEC, D oder Ↄ geschrieben werden, plus minus (ungefähr) PL · M; PLM; PS · MS. Zur Systematik fehlt der Wille oder die Kraft, alles bleibt, zum mindesten an den Grenzen, fließend[58].

Auch wird für die, deren Muttersprache dies verderbte Römisch oder Griechisch ist, durch diese Abkürzungen das Lesen nicht gerade erleichtert. Es ist an sich schon mehr oder weniger nur ein Zusammenbuchstabieren. Das Rätsel des Wortes, noch (oder schon wieder) in seiner zeichenhaften Tiefe geahnt, wird durch das Rätsel der nur im allgemeinen geläufigen Kürzungsbuchstaben noch wesentlich erhöht. Viele von ihnen können wirklich nur aus dem Zusammenhang der Folge- oder Nachbarworte erraten werden.

Worte, vor allem Formeln und Abkürzungen sind in stärkerem oder schwächerem Grad symbolisch. Der Name deutet auf die „Seele", den einmaligen, in seiner Besonderheit bestimmten Aktionszusammenhang, der nicht gleichzeitig mit dem Körper schwindet. Die Formel deutet hin auf das, was Lebenden wie Toten gemeinsam ist. Der Buchstabe auf das Wort, das er ersetzt, gleichwie ein graphisches Sinnbild eine Vorstellung, eine Folge von Begriffen ersetzen kann.

3.

Von der symbolischen Seite aus wird auch gelernt, was mit der *Schrift* ist, in der das gesprochene, das diktierte Wort er-

starrt. Es handelt sich um Großbuchstaben, wie sie der hervorgehobene Zweck erfordert.

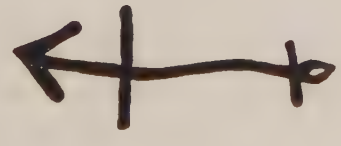
Die Schrift ist von der gleichen Art wie auch die Sprache, ist getreues Sprachgewand. Auch sie ist mit dem Makel des Verfalls behaftet. Zahllos sind nicht allein die Schreibfehler, sondern auch andere Regellosigkeiten. Auch sie scheint nicht minder danach angetan, das Lesen eher zu erschweren, als es leicht zu machen. An der scriptio continua, der fortlaufenden Schreibweise ohne Wortzwischenräume liegt dies weniger, als an Fällen ausgesprochen falscher Zusammenordnung der Buchstaben; so statt ΖΗϹ ΕΝ ΘΕΩ ΚΥΡΕΙΩ: ΖΗϹΕ Ν ΘΕ ΩΚ ΥΡΕΙΩ.

Höchst willkürlich und nachlässig ist die Wortanordnung oft. Schief und holprig laufen die Zeilen, ratlos über die weite Fläche gestammelt. Regeln der Verteilung, des Verhältnisses vom Text zum freien Tafelraum sind kaum erkennbar. Die Gesetze klassischer Wägung sind so gründlich vergessen, als ob sie nie gewesen wären. Meist geht die Arbeit ohne Überlegung, frei improvisiert vor sich; es wird angefangen, weil keine Zeit zu verlieren ist, das Weitere wird sich finden. Und es gerät, beinah in jeder Inschrift so, als wäre gerade sie die erste.

Nicht in den Großbetrieben ist solch ein Schreiben denkbar. Dort prägt der Geist der Weltmacht eine kühle, strenggeformte Schrift, höchst lesbar und von offizieller Haltung. Schon ihre Allgemeinbedeutung, ihre denkmalhafte Art läßt sie für christliche Zwecke untauglich erscheinen.

Nur in der Winkelwerkstatt lebt, im handwerklichen Schriftstil, jener andere Allgemeingeist: der des Volks, der Unterschicht. Dieser Stil ist jedem nah wie seine eigene Hand, er spricht unmittelbar an. Denn, weil er von der Handschrift kommt, ist er von Leben warm.

Aus gleichem Grunde hat er Ausdrucksmöglichkeiten, die dem öffentlichen fehlen, und zwar unbegrenzte Möglichkeiten.



Segelboot

Anker

Infolgedessen ist er nicht gebunden an die künstlichen Hilfsmittel, die ein geordneter Text erfordert: Richtungslinie, Abstandsmessung, Schriftvorzeichnung. Von dem offiziellen Stil ist er so grundverschieden, wie die Kreideaufschrift auf der Tafel eines Straßenhändlers von dem regelrechten Ladenschild.

Im übrigen ist er nicht etwa christliches Erzeugnis, sein Ursprung liegt im Schoß des ganzen Volkes. Die „Seele" dieses Volkes, dieser Zeit, das, was alle im Grunde suchen und wollen, will und kommt hier heraus. Erst in Verbindung mit dem Inhalt, den die christliche Seele formuliert, wird die rein formale Wirkung erlöst zum Ausdruck. Hier erst fängt, an Stelle dumpfen Raunens, Melodie an.

In solchem Maße ist der Schreibstil Allgemeingut, daß binnen kurzem schon der heidnische Arbeitsanteil ausgeschaltet werden konnte. Wieder finden sich Leute in den eigenen Reihen, die das einfache Werkzeug selbst zu führen wissen oder sich kühn und voraussetzungslos an die Sache wagen. Ihre Lettern geraten auch nicht dilettantischer, als in den Kleinwerkstätten.

Jeder schreibt nun, wie er kann und mag, in einer Weise, die nicht lehrbar ist und doch, bei aller Freiheit, unter innerem Zwang erfolgt. Und so geschieht das Wunder, daß eine in dieser Vielgestaltigkeit ganz ungewöhnliche Art von Schriftschönheit geboren wird. Eine Schönheit, das heißt Ausdruckskraft nicht mehr im Regelmäßigen, Abgemessenen, im harmonischen Verhältnis der Einzelheiten des Gesamteindruckes, sondern eher im Regellosen, Schiefen, Stammelnden.

Kinderhände bringen den christlichen Stil des Schreibens hervor. Denn das Schriftgeschehen ist einheitlich, obwohl jede Inschrift ganz persönlich und einmalig ist und jede Tafel anders aussieht, als die nächste. Der dunkle Trieb weiß, was er tut. Vor dem Auge dessen, der dem weltbewegenden Willen der Gemeinde eingeformt ist, steht das alles richtig da, die Verhältnisse stimmen.

Eine ungehemmte und mit anderen Schriften nicht vergleichbare Lebendigkeit strömt von den Lettern her, die meist — zum Zwecke besserer Lesbarkeit — mit Rot, der Lebensfarbe, nachgezogen wurden. Auch der kümmerlich geratene Buchstabe lebt, weil er zu seinem zeichenhaften Ursprung zurückgefunden hat. Er dient mit als Verständigungsmittel einer neuen Menschheit, steht da im Licht des ersten Schöpfungstages.

Die Unbeholfenheit der Schriftform wie der Buchstabenfolge, das typographische Unkraut wird — unbewußt — in denkbar stärkstem Maße Ausdrucksfaktor. Auch das Verhältnis des Zeilenkörpers zu der freien Fläche, das Schriftbild, ist in neuer Weise sinnvoll geworden. Auch hier ist „Harmonie": die eines Raumgefühls, das tieferen Ursprungs ist als das, was allgemein in Geltung steht.

4.

Sobald sich dieses Raumgefühl verliert und eine Rückkehr in das Klassische, Wohlgeordnete, dem Auge Gefällige angebahnt wird, entweicht der Schriftgeist. Bezeichnend ist, daß damit eine Texterweiterung parallel geht, die über die von der Gemeindezeit gewahrte Grenze weit hinausführt. Die Texte fangen zu erzählen, ja zu dichten an. Lobworte auf den Toten schleichen ein; ganz ohne Scheu fängt auch der Schmerz sich zu bekunden an.

Der Gipfel der Verfallsbewegung wird erreicht in *Damasus*[59]. Als Katakombenrestaurator und Urheber flüssiger, wichtiger, ehrlich begeisterter Epigramminschriften[60] auf die Martyrer und seine bischöflichen Vorgänger ist sein Verdienst beträchtlich. Nur eben ist das, was er leistet, Epigonenarbeit. Möglich ist sie, weil Friede mit der Welt gemacht, weil für geschichtliches Empfinden und erhaltendes Bewirken Muße da ist.

Der „spezifisch christlichen Poesie" des Dichterpapstes entspricht die „spezifisch christliche Schriftform" [61] seines Schreibers Fur. Dion. Philokalus; beider Name ist in der Regel auf den Tafeln angemerkt. Nun endlich kann der volle Flächenraum benutzt werden, gleichmäßig lange Zeilen füllen ihn. Auch ist die Form der Lettern einwandfrei geworden. Aus starken Grund- und zarten Haarstrichen (die ersteren geziert mit feinen Hasten an den Enden) erwächst tatsächlich eine Katakomben-Schmuckschrift, die mit der weltlichen wohl konkurrieren kann.

Daß sie das will, zeigt aber schon das „andere Ufer" an. Daß sie so wohlanständig einhertritt, bedacht auf glatte Lesbarkeit und angenehme Augenwirkung, bedacht, den christlichen Bildungsruf zu retten, erweist, wie weit schon nach rund fünfzig Jahren Kirche die Gemeindezeit entrückt ist.

Es ist alles in Ordnung gekommen, die Gefahr beseitigt, das persönliche Bewähren durch Blut und Tränen eine, wenngleich noch so heilige geschichtliche Erinnerung. Nur Geächtete, Gehetzte, Menschen, die nicht wissen, was die nächste Stunde bringt, sind fähig, so zu schreiben, wie es auf den alten Tafeln geschah. Nur aus übermächtigem Drang, unter riesiger Spannung des Bewußtseins, dicht in der Nähe des Todes, aus dem Wissen um den Todessinn heraus kann eine Schrift geboren werden, die berufen ist, alles Unaussprechliche, Nichtüberlieferte zu sagen.

Der Augenschein mag ihr entgegenstehen, sie mag von außen als Verfall, als Chaos wirken, als Stammeln dessen, was in der Schreibtischschrift des Damasus als klare, gesetzte Rede an den Tag kommt. Aber sie kündet die Zeit, — wie schließlich auch die Schreibtischschrift die ihre kündet. Nicht weniger als die dunklen Räume und die ihr eng verschwisterten Zeichen ist sie unmittelbarste Sprache dieser Zeit geworden.

V.

ZEICHEN

1.

Neben der absichtslosen Symbolik der rein zwecklich gemeinten Raumanlagen und Inschriften entsteht eine Symbolik im engeren Sinn, die ihrer selbst bewußt ist. Auch sie entwickelt sich, und zwar in dichter äußerer Nähe sowie engster innerer Verwandtschaft mit den Schriftzeichen, auf den Grabplatten. Auch sie bedient sich des einfachsten Ausdrucksmittels, der in den Stein getieften Linie.

Gemalt oder plastisch kommen Zeichen nicht, oder höchstens ausnahmsweise vor[62]. Schon ihrem Wesen nach erfordern sie das abgezogenste Mittel. So treten sie der Schrift ergänzend und verstärkend an die Seite. Sie sind die mit einem Blick übersehbare Abkürzung einer Gedankenfolge, ersetzen einen Satz, eine längere Kette von Buchstaben durch einige wenige Linien oder einen anschaulichen Umriß.

Schließlich aber ist die Abkürzung und die durch sie bedingte Ersparnis nicht ausschlaggebend. Wichtiger ist, daß durch Sprache und Schreibschrift doch nicht alles gesagt werden kann — oder darf. Zum mindesten fällt ein in symbolische Sichtbarkeit übersetzter Gedanke infolge seiner Anschaulichkeit mit dem durch Worte kundgemachten in der Wirkung nicht durchaus zusammen.

Aus der Tatsache, daß sich die Zeichen auf den Gräberplatten bilden, also unterirdischen Ursprung haben, muß ihr engster Zusammenhang mit dem Todesereignis gefolgert werden. Genauer: mit dem Glauben an die Auferstehungskraft, die Schlafende zum Leben weckt und Sterbende ins ungetrübte Leben bringt.

Der allgemeinste Sinn der Zeichen heißt, ob es sich nun um abgezogene „Zeichen" oder anschauliche „Sinnbilder" handelt, immer wieder: *Leben.* Sie künden den Lebensglauben, suchen ihn auf mannigfache Weise zu verbildlichen, beleuchten seine wesentlichen Seiten und Beziehungen. Schon durch die Mehrheit, durch das Spielen mit den Zeichen wird die Art des Glaubens, wird die Lebensbewegung selber ausgedrückt. Die feurige Kraft kann nicht in einem einzigen Zeichen erstarren.

2.

Abgesehen davon kommen weitere, handgreiflichere *Zwecke* in Betracht. Der „ästhetische" liegt vielleicht am offensten vor Augen. Nicht nur lesen will man, sondern auch sehen. Die Tafeln, auf die man keine Blumen legen, an die man keine Kränze hängen kann, dürfen eines freundlichen Schmuckes nicht entbehren. So werden Zeichen, wenngleich sparsam, neben oder zwischen die Wörter in die Masse des Textes eingestreut[63] Auch als scheinbar äußerliches Schmuckwerk dienen sie auf diese Weise schon der christlichen Gesamtwirkung.

Sie dienen auch solchen, die nicht lesen können, und auf Anschauliches angewiesen sind[64]. Da die Bedeutung der Zeichen unter Christen allgemein bekannt ist oder jedem, der den springenden Punkt erfaßt hat, sich von selbst erschließen muß, kann jenen nichts Entscheidendes entgehen. Das Wörterbuch der Zeichen ist an Menschengrenzen — Volkstum, Sprache,

Bildung — nicht gebunden. Selbst wo das Sinnverständnis einmal fehlt, sprechen immer noch die Formen.

Zeichen sind die Sprache, sind das wahre Verständigungsmittel innerhalb der „magischen Nation". Ihre Lesbarkeit ist ziemlich fest beschränkt auf die Gemeinde, auf die „Eingeweihten". Sie wirken als Geheimschrift, weil sie dem erfahrenen Geheimnis entstammen und darauf zurückweisen.

Ausschlaggebend ist ihr dem Mysterium des Glaubens angemessener Stil. „Kryptochristliche" Gründe kommen zur Erklärung kaum in Frage, denn es soll hier nichts verhüllt, vielmehr nur ausgesprochen, hingedeutet werden[65]. Daß dies in einer für die Welt geheimnisvollen, unverständlichen Weise geschieht, ist nur ein Nebenergebnis. Gerade in den Gräberstädten, deren Christlichkeit in vielen Merkmalen, nicht zuletzt auch in den Inschrifttexten unverkennbar sich enthüllt, wäre künstliches Verbergenwollen ungereimt.

Vor allem wichtig aber ist die *magische* Eigenschaft der Zeichen, oder der Glaube, daß die geistige Wirklichkeit durch sie verbürgt wird, ja daß positive Wirkungen und Kräfte von ihnen ausgehen. Sofern der Sinn, der Kern, die Wesensmacht des Christuslebens in verdichteter Form in ihnen enthalten ist, müssen sie auch wirksam, ja besonders wirksam sein. Ähnlich und doch anders wieder als die Segensgebärden oder die mystisch-magische Einigung von Geber und Empfänger mittels der „symbolischen Gestalten" im Herrenmahl äußert sich die Wirkung, die nicht an den Zeitverlauf gebunden ist, sich vielmehr in der Form der Dauer zeigt.

Ihre „magische" Kraftausstrahlung beschränkt sich keineswegs im Anruf, in immer neuer Ermutigung derer, die an den Gräbern vorüberwandern. Alles Magische bezweckt die Abwehr dunkler oder das Herbeiziehen lichter Mächte. Das letztere, hier menschlicher Willkür weit entrückt, erfolgt ganz

schlicht, indem das Zeichen einfach hingesetzt wird. Nur dadurch, daß die Gottesmacht herbeigerufen, ihre wirkende Gegenwart im Zeichen verbürgt und verfestigt wird, erscheint die Abwehr jener feindlichen Mächte möglich, um deren Bannung und Vertreibung es sich auch den Christen handelt.

Dämonen sind die Mächte, die die Welt bewegen. Wenn die Bestie Mensch, die Hefe des Volkes, nach dem Blut der Martyrer schreit, wenn der Staat die Christen an den Opferaltar zwingt, so ist dies Werk und Wille der Dämonen. Sie bekämpfen, ist eine von den christlichen Lebenspflichten.

Der Wohnort dieser Mächte, ihre Schlupfwinkel, wohin sie sich zurückziehen, wo sie sich sammeln, sind menschenferne, dunkle, schauerliche Orte: Höhlen, Klüfte, vor allem Gräber[66], ohne Unterschied, ob diese heidnisch, jüdisch, gnostisch oder christlich sind. Auch in den Katakomben muß also mit ihnen gerechnet werden, ja — infolge der besonders großen Gräbermasse und der räumlichen Geschlossenheit der Anlage — hier weit mehr als anderswo.

So gilt es in besonderem Maße, die Dämonen zu verdrängen, und die christliche Grabwelt zu umwallen gegen ihren Ansturm. Es gilt Fahnen aufzupflanzen des Sieges und des Willens zur Eroberung, der unaufhaltsam weiterdrängt. Solche wirkenden Merkmale sind die Zeichen, in denen sich die magische Gebärdensprache verlängert und verfestigt.

Wie vor dem ausgesprochenen Christusnamen[67] und dem Kreuzeszeichen[68] die Dämonen rückwärts weichen, so müssen sie weichen vor verdichteten und abgekürzten Sinnbildern seines Seins. In diesen ist die gleiche siegende Macht des einen „Herrn", dem „alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben wurde". Bestand und Weiterbau der Grüfte mußte deshalb vor allem durch Zeichen gesichert werden.

Anker Epheublatt Vase

Indem man sie verwendet, entstehen heilige Bezirke, Bannkreise, in die sich die Dämonen nicht hineinwagen. Die christlichen Zeichen bleiben so der magischen Urbedeutung aller sonstigen Zeichen treu[69]. Im Grunde freilich ist die Gemeinschaft nur formal, denn alle anderen Zeichen sind, gemessen an den christlichen, selbst Dämonenwerk.

3.

Vier Arten oder Gruppen christlicher Zeichen sind, mehr oder weniger deutlich, den berührten Zwecken dienstbar gemacht. Die einfachsten Zeichen sind abstrakt, sie können von jedem gezeichnet werden. Die bildlichen Symbole, deren Herstellung schon eine größere Übung voraussetzt[70], zerfallen in schlichte Sinnbilder, Berufszeichen und figürliche Darstellungen; letztere sind aus Malerei und Plastik übernommen, gehören also nicht den eigentlichen Zeichen an.

Man sollte erwarten, daß unter den *strengen, abgezogenen, beinah geometrischen Zeichen* vor allem das Kreuz hervortritt. Es ist das allgemein geläufige Christenzeichen und liegt als solches scheinbar äußerst nahe. Im Gottesdienst wie Alltagsleben hat es herrschende Geltung. Und doch sträubt sich das christliche Bewußtsein, es fest zu machen, und zwar gerade innerhalb des Gräberreichs[71]. Das Todeszeichen hat nur Sinn für solche, die noch im Dasein weilen; die zur Vollendung Eingegangenen bedürfen seiner nicht.

Nur in dem irdischen Daseinskreise hat das Kreuzeszeichen Geltung, als Hinweis auf die Nacht der Leiden und die Bitternis des Todes, durch die ein jeder durch muß, im Aufblick zu dem großen Wegbereiter. Was aber soll Toten das Zeichen des Todes? Für den aus diesem Erdenleben Abgeschiedenen verliert es die Bedeutung; er ist in das andere eingetreten, ähnlich wie der irdische Jesus verzehrt ward in den Auferstandenen.

Infolgedessen wird das Todeszeichen umgeschmiedet in Zeichen dessen, was, dem Tode gerade entgegengesetzt, aus ihm heraus entsteht. Von Ägypten her ist das Henkelkreuz bekannt, das alte Lebenszeichen. Seine Senkrechte mit dem Henkelkopf kann, da ihm ähnlich, durch das griechische P ersetzt werden. So geht das Todeszeichen in ein Christus- oder Lebenszeichen auf. Außerdem kann das Kreuz zugleich als × (CH) gelesen werden, dessen Sinn sich durch den Henkel des P mit Leichtigkeit erschließt.

Über alle Welt verbreitet und auch von Ägypten her geläufig ist das Hakenkreuz. Da auch der christliche Grundgedanke aus ihm abgelesen werden kann, darf man es unverändert übernehmen. Denn in christliche Sprache übersetzt, besagt es, daß der Tod sich in das Leben wandelt, oder daß das Starre, Feststehende zu rotieren anfängt, in die Kreis- oder Lebensbewegung gerät, die im Auferstandenen angefangen hat.

Der Sinn des „Sonnenrades" ist die gleiche kreisende Bewegung. Die Speichen des Rades werden aus dem Griechischen × mit eingestelltem I gebildet. Das Zeichen sagt infolgedessen: Jesus Christus (in einen Kreis gefaßt, das heißt) ist Leben und Sonne.

Aus den vorbereitenden Versuchen, die Anfangsbuchstaben des Namens zu einem Christuszeichen zu entwickeln, geht schließlich die am meisten überzeugende Lösung hervor, das sogenannte Christusmonogramm. Es wird gebildet aus dem × mit eingestelltem P. Sieg und Auferstehung ist durch das gleichsam umgelegte Kreuz versinnbildlicht; aus seiner Mitte wächst der Henkelbuchstabe, an dem sich das Leben aus dem Tode schwingt.

Verhältnismäßig früh schon wird das „Monogramm" gebraucht, doch nur im Textzusammenhang, als Abkürzung des heiligen Namens. Als Zeichen im vollen Sinne, lebensfähig

ohne Schrift, für sich allein fängt es erst in der Spätzeit an sich durchzusetzen. Am Drehpunkt christlichen Schicksals wird es von dem Kaiser Constantin schlechthin zum Christenzeichen gemacht; in Form des labarum, des Kampfpaniers, hilft es dem Zweifelhaften zu seinen zweifelhaften Siegen[72].

4.

An nächster Stelle stehen *Sinnbilder*, bildliche Zeichen einfacher Art. Ihre Zahl ist größer als die Zahl der abgezogenen Zeichen. In ihnen klingt das neue Weltgefühl noch voller. Sie sind liebliche Gleichnisse, die wie Blumen aus der Seele der Gemeinde keimen; zugleich sind sie die kürzesten aller Gleichnisse.

Mit neuen Augen blickt der Christgewordene, zum Leben Erwachte auf die irdischen Dinge. Die Sichtbarkeit löst andere Empfindungen aus als früher, ungewöhnliche Seiten und Beziehungen werden an ihr offenbar. Eine neue Grundhaltung den Weltverhältnissen gegenüber stellt sich her. Der Unterschied zum vorigen Bewußtsein ist etwa dem vergleichbar, der zwischen dem Naturempfinden eines Durchschnittsmenschen und dem eines großen Künstlers waltet.

Unwillkürlich fragt es in dem Menschen, wenn sein Blick auf längst gewohnten Dingen ruht: ist bereits ihr Sinn, ihre wahre Bedeutung gefunden? Liegt der natürlichen oder nutzzweckhaften Bedeutung nicht etwa noch eine tiefere zugrunde? Oder anders gewendet: schlummert in dem Ding nicht irgendeine wesenhafte Beziehung, die es zum Sinnbild dessen werden lassen könnte, was alle „Lebenden" bewegt?[73]

So werden gering geachtete, weil alltägliche Gegenstände „entdeckt". Es sind wenige im Hinblick auf die große Masse der überhaupt vorhandenen oder möglichen; auch werden an den ausgewählten bei weitem nicht alle symbolischen Bezüge

bemerkt oder ausgenutzt. Es wird nicht etwa daran gedacht, eine Wägung aller Dinge auf den in ihnen schlummernden symbolischen Gehalt hin planmäßig durchzuführen. Die Auswahl bleibt ganz lückenhaft, willkürlich, dem Zufall unterworfen; das Unvollkommene ist auch hier die Form der christlichen Äußerung.

Im Haus, am Fenster, steht eine Vase, sie begegnet dem Auge der Bewohner täglich. Ihr Sinn, der Sinn ihrer Form ist, Wasser aufzunehmen, zu bewahren; der tönerne Stoff bewirkt, daß es kühl bleibt. Wer müde und verdorrt von der Glut des Tages heimkehrt, wird aus ihr trinken. Auch eine Blume kann hineingestellt werden. Beide Zwecke sind ein Gleichnis. Denn die Seele wird das refrigerium[74], das ewige Labsal kosten, und die — vom Tode — abgeschnittene, schon beinah welk gewordene Pflanze wird in frisches Wasser kommen.

Oder Soldaten üben sich im Schießen. Ihre Pfeile entschwirren der Sehne, jeder ist auf das gleiche, weitgesteckte Ziel gerichtet. In der nackten Sachlichkeit der Pfeilform verkörpert sich der Richtungswille, der schnellste Weg zum Ziel. Genau so eindeutig, sicher und zweifellos ist die christliche Schicksalsrichtung, genau so unbedingt der Wille zum Ziel: restloser Einigung mit dem Geliebten.

Am Tiberufer, im Hafen von Ostia wimmelt es von Booten und von Segelschiffen mannigfacher Art und Größe. Ruderboote wollen hinüber an das andere Ufer, Segler rüsten sich zur Reise über die unabsehbare Fläche. Nur Meeresfahrt ist wahrhaft Ab-Reise. Wird der Reisende landen, das Reiseziel erreichen?

So ist das, was die Menschen Tod nennen. Es ist *die* Abreise, vom altbekannten, wohlvertrauten Element hinaus auf ein ungewisses, ja gefährliches, dessen Weite und Tiefe un-

meßbar ist. Sicher ist nur, daß die anderen nachkommen, denn keinem bleibt die Reise erspart, die Fahrt über die schreckliche Tiefe. Doch wohin geht die Reise, und wer verbürgt das Wiederfinden?

Aber so fragt und zweifelt menschliches, nicht christliches Denken. Die unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ist wie ein Anker, den man mit hinausnimmt; er wird nicht im Stiche lassen. Davon abgesehen ist die Richtung wohl bekannt. Auch in der schwarzen Nacht blitzt doch das Feuer auf dem Leuchtturm weit ins Meer hinaus. Trotz aller immerhin möglichen, vielleicht gar unvermeidlichen Schrecken wird das feste Land, das ewige Gestade schließlich doch erreicht werden.

Doch nicht nur Gegenstände, hergestellt des Nutzens halber, erweisen sich symbolischer Deutung fähig. In noch höherem Grade sind lebendige Naturgebilde, sind vor allem pflanzliche Formen berufen. Schon die geheimnisvolle Kraft, die sie keimen und wachsen läßt, ist wie ein Gleichnis dessen, der in den Bekennern sich als wirkend erweist.

Es kann sich wieder nur um allgemein Geläufiges, nicht um ausgefallene Dinge handeln. Schon das einfache Blatt des Epheubaums genügt, um auf das Unvergängliche zu deuten. Denn es ist „winterhart", verwelkt nicht, fällt nicht ab, wie anderer Bäume Blätter. Die Eigenschaft des Überdauerns, Nicht-Verwelkens aber ist die Eigenschaft der Seele, die, sofern sie „lebendig" wurde, vom Tode nicht berührt wird.

Seit alters ist der Lorbeerzweig der Siegespreis bei Sportwettkämpfen. Er ist der Ehrenlohn, das — stofflich wertlose — Kennzeichen überlegener, ungewöhnlicher Körperzucht und Zähigkeit des Willens. Er ist Symbol für sportlichen Ehrgeiz und für alles, was zum Zwecke leiblicher Ertüchtigung getrieben wird.

Dies ganze Wesen mag im Grunde nur Dämonenspuk sein, der heimliche Hinweis aber darf nicht übersehen werden. Der Sinn der ganzen Sache ist schon einem Paulus klar gewesen: daß Kräfte eingesetzt und angespannt werden, und zwar bis zum Rand des Möglichen, und daß am Ziel der Kampfbahn jemand steht, der über den Leistungswert entscheidet.

Nur unter unaufhörlichem Einsatz aller Seelenkräfte ist die Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft möglich. Der Christenstand ist Kriegerstand, Athletenstand, nicht Stand der Ruhe und Beschaulichkeit. Ungeheures wird verlangt, der Schwächling soll zu Hause bleiben. Nur die „Bewährten", in denen die Erkenntnis überwältigend ist, der Lebensdurchbruch hemmungslos erfolgte, die unversehrt hindurchgegangen durch Fährnis Leibes und der Seele, können des vollen Lebens teilhaftig werden. Am Ende der Bahn, des „Weges", dort, wo das Weglose anhebt, steht der Herr, mit dem Bewährungszeichen in der Hand, dem schmalen Zweig des Lorbeers.

Vom „Baum des Lebens" ist die Rede in den alten heiligen Schriften, in der Geschichte von der Erdenschöpfung. In Christus glüht der zweite Weltenmorgen, hebt abermals die Schöpfung an. Der dunkel-prophetische Gedanke des Erkenntnisbaumes wird begriffen: in und durch Christus wächst das „Leben", das „Reich der Himmel", einem Baume gleich, in dessen Zweigen die Vögel wohnen.

Auch mit den Fischen, die auf dem Markte in der Sonne glitzern, muß es besondere Bewandtnis haben. Vom Auferstandenen wird berichtet, er habe gebratenen Fisch gegessen[75]. Schon in dem Wort ΙΧΘΥC (ichthys) liegt ein geheimer Sinn verborgen. Mit einem Χ beginnt der eine, mit einem Ι der zweite Name, Jesus; das Θ an dritter Stelle weist auf das Wort Gott, ΘΕΟC hin. Die beiden letzten Zeichen enträtseln sich als Abkürzung von „Sohn", ΥΙΟC, und „Heiland", CΩΤΗΡ.

In dem zweisilbigen Worte birgt sich also ein Bekenntnis, das alles Wesentliche in sich schließt. Wer die dahinter liegenden Worte sprechen kann, wer ihnen überzeugungsmäßig zustimmt, gehört in die Gemeinde. Handlicher, zweckmäßiger im Gebrauch, infolge ihrer Sichtbarkeit, ist die bildliche Vorstellung. Auch ist der Umriß eines Fisches derart einfach, daß ihn schließlich jeder zeichnen kann.

Er wird geradezu Erkennungszeichen. Die Vorstellung „Fisch" verschmilzt mit der Christusvorstellung. Christus der heilige Fisch, der große Fisch, den die ihm Zugehörigen, gleichwie die kleinen Fische umspielen[76]. Die allgemeine Form genügt schon, auf nähere Bestimmung kann verzichtet werden. Zur Ergänzung oder Steigerung der Allgemeinvorstellung kommt höchstens der Delphin in Frage; in diesem muntersten, beweglichsten der Fische ist höchste Steigerung des Lebens ausgedrückt.

Auch an den Tauben, die sich in den Höfen, auf Plätzen und Gassen tummeln, bleibt der Blick der Christen haften. Sie gelten allgemein als Bild der Reinheit und des Friedens. Noa, inmitten der Wasserwüste, ließ eine Taube aus, sie brachte ihm das erste Zeichen festen Landes und damit des Endes aller Not. Auch vor dem Auge des Sterbenden, auch vor denen, die seinen Leib zur Ruhe bringen, flattert die Taube von „drüben", von der andern Seite des dunklen Meers; in ihrem Schnabel glänzt das Ölblatt.

Doch der Taubenanblick weckt noch einen anderen Gedanken. Nicht nur die Sicherheit des Jenseits-Schicksals, nicht nur die Makellosigkeit der Seele, nicht nur der „Friede" als Zustand des Gleichgewichts, des Einklangs hier wie dort ist in der Taube angedeutet. Die Seele selber kann kein treffenderes Gleichnis finden als so ein Geschöpf, zu dessen wesentlichen Eigenschaften es gehört, sich in die Bläue des Äthers zu schwingen.

Fische

Da diese Fähigkeit nicht nur der Taube eignet, kann der christliche Grundtrieb auch an jedem beliebigen Durchschnittsvogel anschaulich gemacht werden. Seit Urzeit sitzt der Mensch und sinnt dem fliegenden, im Blau entschwindenden Vogel nach, — wo wäre nie der „Seelenvogel" aufgetaucht? Nur war sein Flugziel bisher immer unbekannt, zumindest unbestimmt oder falsch bezeichnet. Der Glaubende weiß das Ziel; der Seelenvogel ist Zugvogel, er wird das warme Land, die Heimat unversehrt erreichen.

Von anderen Tieren eignet sich vor allem noch das Lamm oder Schaf. Es ist ein Bild der Seele, wie des ihr bestimmten Friedensstandes. Seine „Tugend" erschöpft sich im Gehorsamsverhältnis gegenüber dem, der der ganzen Herde seinen Willen gibt. Losgelöst von diesem und der Herde aber hat es keinen rechten Sinn, kein Daseinsrecht. Deshalb gewinnt es nicht entfernt die gleiche Allgemeinbedeutung, wie die anderen Zeichen[77].

5.

Abseits stehen die *Berufssymbole* sowie Darstellungen menschlicher Figuren. Bei letzteren beweist die Artverschiedenheit sich darin schon, daß sie anderswoher übernommen und keine wirklichen Zeichen sind. Immerhin steht, trotz der Grenzüberschreitung, ihre christliche Wirkung außer jeder Frage[78]. In den beruflichen Symbolen aber scheint jede Verbindung mit der Grundidee zerschnitten. Sie werden damit zum Problem.

Fragwürdig sind sie deshalb, weil sie die heiligen Zeichen verdrängen und durch profane ersetzen, durch Zeichen irdischer Tätigkeit. Sie scheinen zu besagen, daß man des Glaubenszeichens überdrüssig ist und anfängt, die Beziehung der Menschen zu ihrer irdischen Tätigkeit als besonders wichtig zu empfinden. Als erschwerender Umstand kommt hinzu, daß

die Sitte, Zeichen des Berufes auf die Grabsteine zu setzen, der Heidenwelt durchaus geläufig, wenn nicht eigentümlich ist.

Wohl kommen Fälle vor, die noch nicht Anlaß sind zu ernsten Folgerungen. Zum Beispiel, wenn auf der Grabplatte eines Schülers von sechs Jahren das Werkzeug seiner kleinen Lebenspflicht, sein Schreibgerät in sauberer Linienführung abgebildet wird. Oder wenn der „heilige" und „gottesfürchtige" Bildhauer auf seiner Platte nicht nur selbst, in Betgebärde mit dem Gefäß seiner gottgefälligen Werke, sondern auch die Werkstatt sichtbar wird im Sinnbild eines fertigen und eines noch in Arbeit befindlichen Sarkophages.

Sobald aber auch die anderen kommen und Verewigung ihrer irdischen Hantierung fordern, scheint sich ein tief gewandeltes Gefühl der Spätzeit zu bekunden. Es kommt der Reeder, der Barbier, der Architekt, der Zahnarzt, Kaufmann, Pferdeknecht. In hellen Haufen kommen die Leute mit ihrem Anspruch, binnen kurzem werden die Berufssymbole Sitte[79]. Der Rückfall in das heidnische Wesen scheint damit besiegelt.

Auffällig bleibt nur, daß die neuen Zeichen keinen Mißklang in den Chor der Glaubenszeichen tragen. Ihre Wirkung jedenfalls ist tief symbolisch. Der inhaltliche Wandel dringt dem Betrachter kaum ins Bewußtsein. Die wesenhafte Schönheit dieser handwerklichen Geräte, ihre Formenklarheit bleibt hinter der der anderen Zeichen keineswegs zurück. Zum mindesten die Formen dieser schlichten Umrißgegenstände stammen aus der Fülle neuen Lebens, sie legen den Gedanken nahe, ob nicht auch die Berufssymbole letztlich wieder Lebenszeichen seien.

An sich schon fällt es schwer zu glauben, daß hier nichts als ein gedankenloses Rückwärtsgreifen auf den Brauch der Welt

vorliegen soll. Den Bischöfen war Macht gegeben, in solchem Fall verhindernd einzuschreiten. Der Abweichung vom geraden Weg der Zeichenbildung muß wohl tieferer Sinn zugrunde liegen.

Eine christliche Deutung der Berufssymbole an Christengräbern ist wohl denkbar. Der Abgeschiedene legt sein Werkzeug weg, er legt es vor den Herrn hin: hier ist es, das du mir gegeben hast, ich stelle es unversehrt und unbefleckt zurück. Das Werkzeug also, das dem Toten in die Hand gewachsen war, mit dem er seinen und der Seinen Unterhalt erwarb, wird Zeichen der „Treue" innerhalb des Irdischen, die wieder Sinnbild ist der Treue gegen den Erhöhten.

Die Erdentreue, scheinbar recht banal, ist ein entscheidender Zug der christlichen Lebenshaltung. Jeder muß wirken, beharren auf der Stelle, wohin das Leben — und das heißt doch: göttliche Fügung — ihn gesetzt hat. Er darf nichts anderes wollen, darf nicht aufbegehren gegen das Verordnete.

Christlich ist auch die Bewährung gerade innerhalb der sachlich-praktischen Daseinsgrenzen. Man zieht sich nicht zurück aus der Verflechtung in Berufs- und Weltgetriebe, man hat den nüchternen Ansprüchen bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit Genüge zu tun. Auch ein Paulus hat sich so bewährt im Teppichwirken, hat den zu ihm entlaufenen Sklaven seinem Herrn zurückgeschickt[80].

Insofern also bleibt kein Grund, die späten christlichen Berufssymbole auf tiefere Stufe zu setzen. Trotz ihrer Sonderstellung sind auch sie entstanden aus dem Grundtrieb zur Symbolik, der die Menschen jenes Zeitalters nötigt, einfache Zeichen in einfacher Linienarbeit auf ihren Gräberplatten einzuritzen. Ja gerade als Gerät und Sinnbild täglicher Arbeit sind auch sie ein Hinweis auf die Schöpferkraft des Gotteslebens.

6.

In bezug auf die Zeichenverwendung lassen sich kaum Regeln und Gesetze finden. Es gibt kein Schema, das ihnen ihre Stelle auf der Fläche, ihr Verhältnis zu der Inschrift vorschreibt. Nach freiem Ermessen des Gefühls erfolgt der Einsatz, — ein Verfahren, das daher immer „richtig" ist, obwohl es auch noch viele andere Möglichkeiten frei läßt.

Mit der Wahl der Zeichen, auch ihrer Zahl steht es genau so. Dem einzelnen bleibt Freiheit, solche Zeichen anzubringen, die ihn persönlich in besonderem Maß ansprechen. Sind dies mehrere, steht nichts im Wege, mehrere zu verwenden, denn auf der Tafel bleibt viel Raum frei. Ein einziges Zeichen müßte zwar genügen, doch ist nicht ausgeschlossen, daß durch mehrere die magische Kraft sowie der Schutz des Grabes selbst verstärkt wird.

Bei solcher Freiheit ist es schwer, an eine logische „Entwicklung" im Zeichengebrauch der Christen zu glauben. Selbst die Behauptung, daß, ähnlich wie beim Inschrifttext, das Einfache am Anfang steht, die reichere Sinnbildsprache aber späteren Geschlechtern vorbehalten bleibe, gilt nur beschränkt. Unzweifelhaft frühe Steine (der Urbica, des Hesperos z. B.) zeigen mehrere Symbole; nachweislich späte mitunter nur ein einziges, wenn sie nicht sogar ganz darauf verzichten[81].

VI.

MALEREIEN

1.

Nicht nur in Hinsicht auf die reine Form, die Grab- und Raumform, soll das Grabgemach des Martyrers sich unterscheiden von der Masse christlicher Ruhestätten. Es soll zugleich ein Andachtsraum sein, eine Friedensinsel und ein Ort der Sammlung für den Katakombenwanderer, wenn er, des Richtungszwangs der langen Korridore müde, haltmachen, Atem holen und einkehren möchte.

Dem allen wäre hinderlich, wenn man, genau wie in den dunklen Gängen, den Baustoff nackt, in dunkelbraunen Flächen stehen ließe. Es kommt hinzu, daß in der Regel nur die Räume auf natürliche Weise belichtet sind. Zum Zwecke mindestens der Luftzufuhr in den so ausgedehnten Friedhofkörper war es nötig, Schächte bis zur Oberfläche durchzuführen. Durch die enge, ferne Öffnung fällt ein spärliches Tageslicht. Das auf so einfache Weise entstandene Nebenergebnis der natürlichen Beleuchtung durfte unbedenklich ausgenutzt werden, besonders wenn es den höheren Zwecken so direkt entsprach, wie hier.

Das Tageslicht zu nutzen war nicht schwer. Es brauchte nur gesammelt zu werden in der Brunnenstube, in dem Raum, der es am Ende des langen Kamins empfängt. Der Raum war das Cubiculum, in dessen Decke der — nach unten stark verbreiterte — Lichtschacht mündet[82].

Dieser Raum — und, soweit möglich, auch der Lichtschacht — bedarf nur eines Anstrichs, um das in ihn fallende Licht zu halten. In einer Farbe natürlich, die es am stärksten in sich saugt, das heißt in weiß. Indem man also anfängt, Wände und Decke mit weißer Tünche auszustreichen, ist nicht allein ein wenn auch eben nur dämmerheller Raum entstanden, sondern auch ein neuer Schritt getan, den Umfang der symbolischen Äußerungen zu erweitern.

Denn man ist sich keineswegs im Zweifel, daß es mit den weißen Flächen nicht getan ist. Verhältnismäßig helle Flächen sind zwar da, aber es sind leere Flächen. Leer bleiben können sie ebensowenig wie die Gräberplatten. Freude, Liebe, Glaube, Ehrfurcht, das heißt alle Triebe, die sich äußern wollen, können Leeres nicht ertragen.

2.

So besinnt man sich wieder auf das Gleichnis der Oberwelt. Schon der Name „Schlafgemach" ist so ein Gleichnis. Auch der Raum ist Gleichnis; sein einfacher Grundriß, seine Decke ist nicht anders, als droben in den Menschenhäusern. Es liegt also am nächsten, an das allgemeine Beispiel anzuknüpfen.

Droben hausen nur die Ärmsten in weißgekalkten Kammern. Wer irgend kann, sucht das im Grunde jedem Menschen eingeborene Farbbedürfnis zu befriedigen. Er läßt den Stubenmaler kommen, der mit lockerem Pinsel Ornamente, Pflanzen, Blumen, Tiere, spielende Kinder, Figuren aus der frohen Welt der Helden- und Göttergeschichten auf die Wände wirft.

Das alles wird sehr leicht und locker gemacht, ja spielerisch und mit jener Routine, wie sie Handwerkern eigentümlich ist, die, nach Vorlagen, rasche Arbeit zu verrichten haben. Das, was sie fertigbringen, ist bei aller Lockerheit in der Motivverknüpfung doch nicht etwa ungeordnet. Nicht nach Laune

werden die farbigen Gebilde ausgestreut, sie sind vielmehr in ein System gefügt, das, an Leichtigkeit der Wirkung den gemalten Dingen sehr verwandt, doch eben ein System und ein Gerüst ist, durch das die Wände aufgeteilt, die mannigfachen figürlichen Bestandteile zusammengehalten und geordnet werden.

Es ist das Stabsystem, die einfachste Gliederung einer Wandfläche. Daß es sich durchsetzt, hängt mit dem Ursprung in dem denkbar leichtesten und luftigsten aller Bauten zusammen, der Gartenlaube. Natur, vor allem der intime, abgegrenzte Raum des Gartens, ist eine von den großen Freudequellen jener Spätzeit. Man flüchtet sich dorthin, um allen Druck des Lebens von innen wie von außen zu vergessen[83].

Man liebt den Garten, weil man — und dies gerade mitten in der Großstadt — Gartenmensch ist. Man liebt die idyllische Laube als die Ruhestätte, von wo aus man sich dem Genuß des Gartenfriedens überläßt. Man will auch mitten in der Stadt, in seinem Hause wenigstens des Gartens sich erinnern können. Und das geschieht am besten dadurch, daß man sich die Wohngemächer gartenmäßig malen läßt.

Hinreichend sind schon Andeutungen, denn für umfangreiche Gartenlandschaften müßte schon ein Künstler beansprucht werden. Am besten ließ sich das Symbol des Gartens, die aus einfachen Stäben gefügte Laube der ganzen Raumausmalung zugrunde legen; alles übrige brauchte nur im Sinne eines Ausblicks, eines Hereinwehenden oder Vorübergaukelnden angedeutet zu werden. So lösen sich die Wände eines Zimmers in das Scheinbild einer Laube, das im Grunde freilich, als Gesamtidee ein Sinnbild war. Der Pinsel malt kein „Bild", er deutet an.

Strenge zeichnerische Formbegrenzung, plastische Erscheinung wird nicht angestrebt. Denn diese Welt ist nicht mehr

Taube mit Vase und Palmzweig

Palmzweig

eine Welt von festen, ruhenden Körpern, wie in klassischer Zeit. Sie hat sich in Bewegung aufgelöst, ist fließend geworden. Vor dem Auge, vor der Seele wehen farbige Erscheinungen vorüber. Sie will die Hand des Malers halten und wie ein luftiges Spiel an die Wände hängen.

Er, und auch sein Besteller, will nichts Wesenhaftes — „was ist Wahrheit?!" —, er will Oberfläche, helle, heitre Farbigkeit, flüchtige Augenblicksbewegung, die sich gleichzeitig in der Pinseltechnik abprägt. Er will Wirklichkeit, Körperlichkeit vortäuschen, doch nur, wie sie dem Auge erscheint und sich aus Oberflächenteilen zusammenwebt. Aus Einzelstücken der sich im Auge widerspiegelnden Erscheinungswelt, aus lokkeren Tupfen und kecken Pinselzügen baut er sein helles, luftiges System der Raumverzierung[84].

3.

Unter den Brüdern, die so mannigfache Hantierung treiben, gibt es auch Malhandwerker, Gesellen, vielleicht auch Meister irgendeiner Werkstatt, von der solche Aufträge ausgeführt werden. Bei heidnischen Meistern haben sie gelernt und schon manches Jahr ihr Handwerk ausgeübt. Mit ihnen kann erwogen werden, wie und in welchem Umfang die Ausmalung der Kammern vorgenommen werden könnte.

Grundsätzliche Hindernisse sind, wie sich herausstellt, nicht vorhanden. Nur würde es gut sein, die meist übliche Leimmalerei durch Freskotechnik zu ersetzen, da sonst — vor allem wegen der Witterungseinflüsse — für den Bestand der Arbeit nicht Gewähr geleistet werden kann[85]. Das für die Arbeit mangelhafte, kurz bemessene Tageslicht ist durch künstliche Beleuchtung ersetzbar, auch durch Hilfsmittel, die sich aus jahrelangem Umgehen mit den Farben ganz von selbst ergeben.

Eins steht fest von vornherein: nur eine sparsame und sehr einfache Malerei ist denkbar. Große Dinge dürfen nicht erwartet werden. Die Zahl der Arbeiter ist gering im Verhältnis zu der dauernd wachsenden Zahl der Kammern. Auch kann die Arbeit nur in Eile, nicht mit Muße vor sich gehen, zuerst nur in den wenigen Stunden, die der irdische Beruf frei läßt. Aber beides hat auch wieder Vorteile, denn das Spärliche entspricht der Einfachheit des Christengeistes, und das Flüchtige verhindert, daß die Malerei mehr gilt, als was sie hier doch sein muß: Andeutung, Symbolik.

Was aber soll gemalt werden? Es gibt schlechterdings kein Vorbild, man steht am Punkte des Nichts. Mit Willkür geht es auch nicht, es ist unmöglich, eine christliche Malerei zu „machen". Zugleich ist keine Zeit, sich lange zu besinnen, man muß anfangen und Vertrauen haben, daß das Rechte schließlich ganz von selber kommen wird. Anfangen kann man doch mit manchem aus dem weltlichen Formenschatz, soweit es christlicher Umdeutung sich als fähig erweist. Vor allem schon mit dem System, durch das die Wand sich einfach gliedern läßt, durch farbige Bänder oder Stäbe. Die Garten- und Laubenidee ist nicht ausschließlich heidnisch, denn auch der christliche Ort der Seelen heißt „Paradies", und die Laube kann Sinnbild ewigen Friedensstandes werden[86].

Des weiteren übernimmt man allgemeingebräuchliche Schmuckmotive namenloser Herkunft, beginnt mit Blumen und Früchten. Jahreszeiten- und Erntebilder feiern das „Leben" im Gleichnis der Natur mit ihrem gottgeordneten Wechsel. Kinder, „Putten" werden sichtbar mit oder ohne Flügel, inmitten von Pflanzen uud Tieren; das „idyllische" Zeitalter liebt sie sehr an Wänden und Decken der Wohngemächer. Die christliche Beziehung zu den Kindern ist weit enger: sie sind Bilder der Unschuld und des unbeirrten Glaubens. Sie sind

auch Bilder der Seele, die sich im Tod der stofflichen Bindung entwindet.

Von hier aus ist der Schritt nicht weit zu jenem alten Märchen Amor und Psyche. Jeder kennt es, doch nur der Eingeweihte merkt den heimlich-christlichen Sinn. So sind noch manche andere Wahrheits- oder Logossamen in der Heidenwelt verstreut[87]. Vor allem in dem Orpheus, der die Herzen aller Kreatur durch Wohllaut seines Lieds bezaubert. Auch der Dulder Odysseus, vorübersegelnd an der Insel der Sirenen, ist wie ein Aufruf für die Brüder, sich die Ohren zu verstopfen gegen Überredungen zum Abfall.

4.

Doch alles dies kann nur der Anfang sein. Nichts daran ist unzweideutig christlich, als die Unterschiebung des christlichen Sinns, — ein ungreifbarer Vorgang, der nur durch das Örtliche, den bestimmten christlich-unterirdischen Raumzusammenhang bezeugt wird, in dem die Bilder auftauchen.

Auch die Maltechnik ist nicht verändert, ist nicht strenger oder „heiliger" geworden. Und doch ist klar, daß sie, entsprechend der Verwendung weltlich-heidnischer Motive, *in einem neuen Sinn geübt wird*. Vor Gott entscheidet nur der Geist, in dem die übernommene Art des Malens vor sich geht.

Sie aus der christusfernen Welt zu übernehmen, war wohl möglich, weil sie dort der Absicht diente, einen möglichst lebensfrischen Eindruck zu erzeugen. Die Welt der Dinge sollte nicht umschrieben, sondern angedeutet werden, in ihrer Oberflächenwirkung. Sobald man das durch Andeutung Lebendige von der Weltbeziehung löste und auf das Lebensreich bezog, war selbst die Technik Sinnbild christlicher Wahrheitswelt[88].

Auch die Bildinhalte werden es bald deutlicher als bisher. Die allgemeinen aus dem Reiche der Natur, sowie die heid-

nischen sind allzu heimlich; zufolge ihrer Herkunft ist naturgemäß nur ihre mehr oder weniger vorläufige Verwendung denkbar. Sie konnten als Ersatz dienen, solange Besseres nicht da war.

Das „Bessere", das heißt Unzweideutigere muß schließlich doch einmal gewagt werden. Es ist auch nicht besonders schwer, statt eines Orpheus eine biblische Figur zu malen, an der der Glaubenssinn von allen stark empfunden wird. Man malt sie denn, so gut es gehen will.

Es ist hinreichend, durch die einfachsten örtlichen Beziehungen und durch eine leichte Bewegung des Körpers anzudeuten, welcher Vorgang, welche Gestalt gemeint ist. Auf besondere Anschaulichkeit in der Schilderung der Szene kommt es gar nicht an. Nur der Sinn, der Bezug auf das christliche Heute soll dem Betrachter aufgehen; das Geschichtliche als solches ist in jedem Falle nebensächlich.

Auf dem Wege hin zu unverhüllterer Bildsymbolik bietet sich als nächstes die Geschichtenmasse dar, die im heiligen Buch des auserwählten Gottesvolks enthalten ist. Wenn in der Heidenwelt nur „Samen" der Christuserkenntnis verstreut waren, so ist hier, bei den Juden, alles schon dicht an der Schwelle.

Der judenfeindlichen Gnosis gegenüber muß mit allem Nachdruck festgehalten werden an der Heiligkeit und Unvergleichlichkeit des Buches. Richtig betrachtet, richtig, das heißt „allegorisch" ausgelegt, springt der Lebens- oder Christussinn an ungezählten Stellen hervor. Die ganze Geschichte dieses einen Volkes läuft unmittelbar auf Christus zu, und zwar nicht nur etwa auf der Linie der Propheten. „Prophetie" beginnt schon in der grauen Vorzeit. Auch geschichtliche Berichte enthalten „Kunde", verhüllten Bezug auf die „Fülle der Zeiten"[89].

Da ist Noa[90], der durch göttliches Geheiß auf wunderbarnatürliche Weise vor dem Tod errettet wird. Er schwimmt vertrauend in der großen Wasserwüste. Die Wasserwüste ist der Tod. Der Noa wandelt sich zum Christentypus; die Taube ist ausgeflogen, sie bringt das Zeichen des Landes wieder. Die Arche wirklichkeitsgemäß zu schildern, kommt dabei nicht in Frage; der „Kasten" genügt, aus dem sich anbetend der Glaubende erhebt, gleichwie die Seele eines Toten aus dem Grabe.

Da ist Abraham, der „Vater des Glaubens", mit dem Messer über seines eigenen Sohnes Hals. So, bis zu dieser furchtbaren Folgerung muß geglaubt werden, nur um so sicherer wird Gott erretten. Mose und Aaron, dem Bruderpaar, geschieht Bedrängnis; es ist ein Hinweis auf die beiden großen Christuszeugen Petrus-Paulus, außerdem auch auf die gegenwärtige Erfahrung. In der Mosegeschichte kommt zugleich ein Wasserwunder vor; dem mit einem Zauberstab berührten Felsen entspringt die Quelle, die das Wandervolk vor dem Verdursten rettet. Das kann nichts anderes sein, als Hinweis auf das Lebenswasser, das sich hier in Form der Taufe, dort als refrigerium der Seele bietet.

In den Schriften jüdischer Spätzeit ist die Spannung auf „das, das da kommen soll", noch größer, ja der Hinweis liegt, im Sinnbild der Geschehnisse, vielleicht noch offensichtlicher zutage. Vor allem in der herrlichen, von Meeresluft durchwehten Jonageschichte. Sie ist wie eine Kette leuchtender Bezüge auf das Christenschicksal.

Schon längst erkannt ist ihre Vordeutung auf den von der Grabeshöhle verschlungenen Herrn[91]. In noch weiterem Umfang gilt die einfache Verknüpfung der Momente gerade dieser Geschichte für das Schicksal des Bekenners überhaupt, ganz besonders das der Martyrer. Wie Jona werden sie gewaltsam in den Tod gestoßen, das phantastische Ungeheuer, der Dämon

aus der Tiefe schluckt sie ein. Doch nur, um sie hindurchzutragen durch das Todesmeer, sie wieder auszuspeien an das Land des Lebens. Der ewige Friedenszustand der zum Leben neu geborenen Seele ist abgebildet im Idyll der Kürbislaube[92].

In ganz ähnlicher Weise liegen die Ergänzungsbegriffe Bedrängnis — Glaube — Rettung weiteren Gestalten zugrunde: der Susanna zwischen den lüsternen Männern, oder des jungen Daniel. Dieser steht nackt mit anbetend aufgehobenen Armen, ein Opfer, zwischen den Bestien; aber die Macht des Lebens in ihm, oder objektiv: die „Hilfe Gottes" beweist sich dem Vernichtungswillen überlegen. Auch hier ist die Bedeutung eine doppelte: die drohenden Löwen sind Symbol des Todes überhaupt und auch des Marterschicksals im besonderen. Von den drei Jünglingen im Feuerofen gilt das gleiche.

Das sind die wichtigsten der Bildinhalte aus dem Alten Testament. Die Auswahl ist nicht eben groß zu nennen. Natürlich reicht das Vorbildhafte, reicht die heimliche Vorausschau[93] jener alten Überlieferung viel weiter. Und doch genügt die kleine Gruppe von Motiven. Sie kann erweitert werden, doch das Wesentliche ist beisammen.

5.

Es scheint, als müsse auf der nächsten Stufe, angesichts des Unmittelbaren, der unverhüllten *christlichen* Bildstoffwelt die Andeutung sich in Darstellung auflösen. Denn im Menschengeiste lebt ein Zwang, sich von der Übermacht, die er verehrt, ein Bild zu machen. Und die Lebensgeschichte Jesu ließ nicht wie die jüdische Überlieferung zu, betreffs der einzelnen Berichte Wertunterschiede zu machen, die zu einer neuen Auswahl von Motiven hätten führen können.

Wenn also nunmehr „Christusbilder" entstanden wären, wenn die Berichte von dem Leben Jesu sich in einen umfang-

reichen Bilderzyklus umzusetzen angefangen hätten, so wäre das nicht unbegreiflich. Aber die — nur scheinbar unverfängliche — Folgerung wird von den Malhandwerkern nicht gezogen. Sie bemerken die Klippe, an der sich gerade beweisen soll, ob das, was sie bisher getan, im echten Geist, im reinen Zeichen der Idee erfolgt ist.

Sie wissen: Christus, der Herr, ist unvorstellbar und infolgedessen auch nicht darstellbar. Das jüdische „Du sollst dir kein Bildnis machen" gilt auch ihm. Der Auferstandene, Wirkungsmächtige, mit dem die mystische Vereinigung erfolgt, entzieht sich jeder menschlichen Schilderung.

Auch sein irdischer Wandel ist nur Gleichnis. Ihn vorgestellt im Rahmen dieses Wandels malen wollen, hieße, ihn in die abgefallene, wesenlos gewordene, mittels schauerlichen Ringens überwundene Leiblichkeit zurückzuzerren. Es hieße das Mittel wie eine trübe Scheibe vor den Zweck, das Ergebnis der „Verherrlichung" schieben.

In der Beziehung auf das Überweltliche liegt der Sinn der Jesusberichte. Unvergleichlich sind sie insofern, als unter eder Menschenhülle hin und wieder, mehr oder weniger klar, die Herrlichkeit des Christus vorbricht. Dieser Durchbruch erfolgt in Form von Worten, die selber Sinnbild sind und jede weitere Verdeutlichung entbehrlich machen. Im Sichtbaren vollzieht der Durchbruch sich in Taten der „Vollmacht" über die in Menschen wirkenden Dämonen[94].

Die Christuswunder sind die Wegbereiter der Auferstehung. Der Lebensglaube hängt an ihnen, fußt auf ihnen. Soll die ins Leben bringende, dämonenstürzende Macht bezeichnet werden, so kann das nur geschehen, indem versucht wird, *Wunder* anschaulich zu machen, Wunder in Stellvertretung der aller Schaubarkeit entrückten Auferstehung selbst.

Vögel (mit Lorbeerzweigen)

Je größer das Wunder, um so zwingender ist der Krafterweis. Die Schrift des Johannes erzählt von der Lazaruserweckung. Hier ist der Durchbruch am gewaltigsten, nicht wegen des Geschehnisses selber, das eschatologisch wie auch geistig deutbar ist, sondern der in dem Geschehnis wirkenden Kraftfülle[95].

In zweiter Linie stehen Berichte von Heilungswundern. An dem Gelähmten, der von Lebenskraft erfüllt, sein Bettgestell geschultert, zu schreiten anfängt. An dem Blindgeborenen, dem sich die bisher unbekannte Welt erschließt. An dem Aussätzigen, der von schrecklicher Behaftung frei wird, an dem Weibe, deren beschmutzendes Leiden, der Blutfluß, plötzlich aufhört.

Von großen Speisungswundern: der Brotvermehrung und der Wasserwandlung zu Kana melden die Berichte gleichfalls[96]. Sie sind ebenfalls symbolisch wie die Worte, die der Herr am Jakobsbrunnen zu dem samaritischen Weibe spricht vom Lebenswasser, das den Durst für immer stillen soll.

Solche Szenen werden nun sichtbar. Nicht in Form des regelrechten „Bildes", sondern nach genau dem gleichen Schema, wie es für die alten Stoffe angewendet wurde, also nur in den Figuren, die für den Vorgang unumgänglich wichtig sind. Alle Nebenfiguren fallen, die szenische Umgebung schmilzt zu einem äußersten Rest von Sichtbarkeit zusammen. Das mangelhafte Können — an sich kein unüberwindliches Hindernis — steht mit dem Wollen in genauem Einklang[97].

Zur Bezeichnung der Hauptperson, des Wundertäters, darf getrost ein heidnisches Symbol, der Zauberstab in seiner Hand verwendet werden. Sie außerdem auf andere Weise auszuzeichnen, durch besondere Bildung des Gesichts, des Kopfes, empfindet man als unangängig. Als Wandelnder war der Christus wie die anderen Menschen, er „erniedrigte sich, indem er

Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich und im Gebaren wie ein Mensch befunden“[98] wurde. Nicht wie ein Mensch im Palästina seiner Zeit, vielmehr ein Mensch der römischen, deutlicher: christlich-römischen Gegenwart. Denn das Geschehen ist ein überzeitliches, nicht etwa an den Orient, oder eine vergangene geschichtliche Spanne gebunden.

Er und alle anderen Figuren sind, wenn überhaupt, nur in der einfachen Tracht des römischen Durchschnittsbürgers darstellbar. So müssen die Gesichter bartlos bleiben, die Haare kurz geschoren; beides unterstreicht den jugendlichen Eindruck. Wandelt sich die Mode einmal, so sollen auch die Bilder daran Anteil haben[99].

6.

Auch die beiden heiligen Handlungen, Taufe und Gedächtnismahl, sind in symbolischer Abkürzung darstellbar. Sie müssen zur Erscheinung kommen, da der Lebensglaube und infolgedessen auch das Seelenschicksal auf das engste mit ihnen verknüpft sind.

Schon der Mose, der mit seinem Stab den Felsen anrührt, war ein Bildsymbol der Taufe. Ein anderes ist der sitzende Angler, bereit, das Netz aus dem Wasser zu ziehen. Hier wird eine, wenngleich nicht sehr klar durchdachte Beziehung auf den wunderbaren Fischzug vorliegen. Der Angler ist das Sinnbild der Gemeinde, wenn nicht ihres Christus, der — durch die Gemeinde — jenen Fang bewirkt, um die „kleinen Fische“ in Gemeinschaft mit dem „großen Fisch“ zu bringen.

Unmittelbarer noch ist die Darstellung der Handlung selber, für die sich als das hohe Vorbild Jesu Jordantaufe aufdringt. Diese schildert eines Malers Hand in einer Kammer des Kallistus-Coemeteriums, sehr groß und lebhaft in der Bewegung der Figurenumrisse. Der dem Gewässer Entsteigende nackt,

der ihn empfangende Täufer leicht bekleidet. Von oben flattert der bunte Vogel des Geistes nieder.

Ein dermaßen großer Stil der Handlung kann der Schilderung dessen, was Nachahmung des Vorbilds ist, natürlich nicht entsprechen. Der gewaltige Abstand muß auch sinnlich greifbar werden. Greifbar schon in schlichterer Körperbewegung, größerer Gebundenheit der Gliederstellung. Doch vor allem in dem Körpermaß des Täuflings, der wie ein Knabe ist, ein Schüler gegenüber seinem irdischen Lehrer, geschweige gegenüber dem, der, am Beginn des Erdenwirkens sich der Handlung nur aus Demut unterzogen hat. Dementsprechend wird ein sehr viel einfacherer Vorgang sichtbar.

Im Zeichen der Gemeinsamkeit des Essens und Trinkens, der Nachahmung, der Erinnerung, der dankerfüllten Freude steht die Feier des Herrenmahls. Nur in Form einer Tischgemeinschaft kann es versichtbart werden. Gleichzeitig aber muß vermieden werden, daß sich die Schilderung mit der des letzten Mahles Jesu und der Jünger deckt; diese wäre freilich gar nicht denkbar, da der, welcher sich in Form von Brot und Wein auf geistige Weise vermittelt, unmöglich selber in Erscheinung treten kann.

Das hohe Wunder, das in der eucharistischen Mahlgemeinschaft sich immer wieder neu vollzieht, weist unverkennbar auf ein anderes Wunder, die geheimnisvolle Speisung der Tausende durch wenig Brot und Fisch. Nach den Berichten macht der Herr die Menge übersehbar, teilt sie ein in Reihen oder „Beete“ zu hundert oder fünfzig[100].

Jede christliche Tischgemeinschaft, im Liebes- oder im Dankesmahl („Agape“ oder „Eucharistie“) ist auch ein solches „Beet“. Um dies zum Ausdruck zu bringen, bedarf es gar nicht einer Menge von fünfzig oder gar hundert Personen. An Stelle der Menge selber treten Vertreter der Menge. Die

Zwölfzahl — außerdem zu eng an die geschichtliche Jüngerschar geknüpft — reicht über das hinaus, was zur Symbolik einer Menschenmasse unbedingt erforderlich ist; die heilige Dreizahl bleibt hingegen unterhalb. Allein die Siebenzahl kommt in Betracht; auch sie ist heilig seit alters, und außerdem christlich beglaubigt, ja geweiht durch das Gebet des Herrn, auch durch die Siebenzahl der Brote bei dem Speisungswunder.

Man malt also die christliche Tischgemeinschaft im Bild von sieben männlichen Personen, die zum Mahl auf einer halbkreisförmigen Polsterrolle gelagert sind[101]. Bezüglich dessen, was sie verzehren, herrscht Freiheit. Bezeichnend aber sind die großen Henkelkörbe, die, aufgestellt in gerader Reihe und der leichtgebogenen Reihe der Köpfe entsprechend, auf den Überfluß der heiligen Speisung deuten.

7.

Mit diesen und verwandten, doch nicht so gewichtigen Gestaltungen ist der Katechismus der frühchristlichen Bildvorstellungen immer noch nicht ganz vollendet. Das Letzte, Äußerste, Unmittelbarste fehlt noch: Symbole für die Seele selber und für ihren Herrn.

In der Gemeinde gibt es Brüder, die den Tod von Glaubenshelden, Martyrern mitangesehen haben. Von der Art ihres Sterbens pflanzt sich Kunde fort in die Gesamtheit. Jeder weiß, daß sie nicht als bleiche, zitternde Opfer geendet haben. Die Angst der Kreatur, das Armesündertum war ausgelöscht; Glanz der Herrlichkeit, übermenschliche Freude ging von den Opfern aus. Ihre Lippen öffneten sich zum Preis des Höchsten, für die Gnade, leiden, ja sterben zu dürfen um seines Namens willen. Ihre Arme breiteten sich aus, wie unter einem Zwang von innen her, als wollten sie den Herrn umfassen, der schon auf sie wartet.

Dem Stephanus gleich war ihnen „der Himmel offen", mit der Gebärde des großen Staunens sahen sie sich plötzlich an eine Tür gestellt, die aufgeht. Wo die Arme geknebelt waren, ersetzte der Rumpf, vor allem das Gesicht, die gehemmte Ausdrucksbewegung.

Der Anblick, das Vorstellungsbild lebt in den Seelen, wird zum Vorbild, denn in den Helden setzt sich die heilige Geschichte fort. Wie diesen Begnadeten auf dem Holzstoß, in dem Zirkus, vor dem Henkerbeil der Blick zuteil wird in das reine Gotteslicht, so wird auch jede andere Seele, nach dem Scheiden von der Erdenhütte, nach dem Durchgang durch das „dunkle Tal" staunend, überwältigt dastehen, angesichts der vollen Herrlichkeit.

Soll also das Schicksal der Seele sein klarstes, kürzestes Gleichnis finden, so ist das möglich nur im Bilde einer Gestalt, deren einfache Gebärde nichts als Anbetung aussagt. Jubel, Demut, Dank und Staunen strömt zusammen in der Anbetung dessen, der die Heimat ist, der dem wiederkehrenden Wanderer Anteil läßt am „Paradies", das heißt restlosen Einklang mit der Ewigkeit ermöglicht[102].

Doch die Symbolbedeutung greift über das „Jenseits" noch hinweg ins „Diesseits"; das Hier und das Dort gehören zusammen ,das ewige Licht entzündet sich im Diesseits, das Jenseits ist ein „ewiges Nun". Das Jenseitssinnbild ist zugleich Symbol des Glaubenden. Auch hier, inmitten der Bedrängnis, inmitten des Leidens am Widerspiel, ziemt immer nur Danken, Staunen, Anbetung. Geöffnete Gebärde, empfangend und zugleich sich restlos bringend, ist, wenn überhaupt es eine solche gibt, schlechthin *die christliche Gebärde*. Auch sie nur andeutend bei aller Inbrunst, ja gerade deshalb stürmischer, verrenkter Ausdrucksweise fern.

So steht der Knecht des Herrn, so steht die dienende Gemeinde in Gestalt des Mannes oder Weibes, frei von allen sonstigen Bezügen, frei und einzeln, hier wie dort, auf dem Boden der Überzeitlichkeit. Das Leben, das erdverhaftete und das erdenthaftete, steht im Angesichte dessen, in dem alle „leben, weben und sind". Dieser eine, dieser „Herr der Seligkeit"[103], das Gegenüber, das die staunende Seele schaut, bleibt auf dem Bilde unsichtbar.

Aber man möchte ihn sehen im Bilde, ihn ganz allein, eine Einzelgestalt, ähnlich wie der „Anbetende". Eine Figur, an die jeder denken kann wie an einen köstlichen Schatz. Auch die Wunderbilder deuten nur das Objektive an, die Vollmacht, nicht aber die Beziehung, die der ihm Gehörige, die seine Gemeinde an ihm erlebt.

Auch ein solches wichtigstes und höchstes Sinnbild kann nicht erfunden werden. Es muß aus dem göttlichen Denken stammen. In der frohen Botschaft nach Johannes ist ein Gleichnis Jesu überliefert, in Form der Aussage: „*Ich bin ein guter Hirte*". Es ist das Bild, nach dem das christliche Bewußtsein sucht[104].

Es gibt nichts, was das Wesentliche im Verhältnis zwischen dem Herrn und den ihm Zugehörigen klarer, zwingender ausspricht. Der gute, das heißt treue Führer, den alle kennen und der jeden einzelnen kennt. Die absolute Autorität, zugleich eine Liebe, bereit, das Leben hinzugeben für das Heil der Anvertrauten. Hirt und Herde, Richtungswille und blinde Gefolgschaft zum guten, zum endgültigen Ziel. Die nicht in seiner Gemeinschaft sind, sind Schafen gleich, „die keinen Hirten haben"; sie gehen in der Irre und verderben.

Als Hemmnis für die Schilderung wird noch der Sammelbegriff der „Herde" empfunden. Im Evangelium des Lukas aber findet der Gedanke sich in mittelbarer Form, als Gleichnis,

zugespitzt auf das Verlorengehen und Wiederfinden. Es gibt die Handhabe, die man braucht, um sich der Vorstellung bildgestaltend zu bemächtigen.

Nur scheinbar führt die Wendung in dem Lukasgleichnis ab vom Allgemeinen in den Sonderfall. Tatsächlich birgt auch sie nur wieder eine Lösung jener brennenden Frage nach dem Seelenschicksal. Denn das Verlorengehen ist nichts anderes als der Tod. Es ist furchtbar wie der Jonasturz ins Meer und in den Rachen des Ungetüms. Es ist die Verirrung in das „dunkle Tal". Doch die Angst, die natürliche Wirkung des großen, einschneidenden Ereignisses ist nur von kurzer Dauer; bald fühlt die in der Finsternis tappende Seele eine Hand, fühlt sich emporgehoben auf die Schulter eines Mannes, der sie hindurchbringt durch das Grauen an die Lebensstätte.

So, mit dem einen Schaf auf der Achsel[105], wird die beglückende Gestalt des Hirten bildnerisch faßbar. Jeder weiß von Kindesbeinen an, wie so ein Hirt in der Campagna aussieht. Jedem sind die Bestandteile seiner Erscheinung wohlbekannt: der kurze Kittel, der Gurt mit der Tasche, der lange Stab, die ledernen Beinschienen.

Nur der jugendliche Hirte freilich kann dem Sinnbild dienen[106]; denn man steht im Anfang eines neuen Weltzeitalters, denn die Lebenslehre kann nie alt werden, — Christus, das Prinzip des Lebens, ist erhaben über allen Wandel.

Es dauert nicht lange, so wird wieder neben der Jenseitsbedeutung der nicht minder tiefe Diesseitssinn ersichtlich. Wie der Hirtenjüngling voller Freude über das Gefundene — das er liebt, wie jedes einzelne seiner anderen Tiere — es beinah zärtlich auf die Schulter hebt, so weiß sich jeder einzelne, weiß die Gemeinde sich geliebt, getragen von dem Herrn, inmitten einer Wüste voller Anfeindungen, Verfolgungen, inmitten eines völlig ungewissen Menschenschicksals. Aus dem

Vogel

Junger Ziegenbock

Bewußtsein des Geliebt-, Getragenwerdens kommt die Kraft, auch Unerträgliches zu tragen.

Diese beiden Grundbedeutungen sind ursprünglich, weil glaubensgemäß. Denkbar und vielleicht auch zulässig mögen noch zwei Nebenbedeutungen sein; eine ist zeitgeschichtlich, eine eschatologisch. Durch die erste zumindest wird das hohe Bild vermenschlicht; es soll den Schwachen, den „Gefallenen", Hoffnung geben, die gerade da, wo es ankam auf Bewährung, ihren Herrn verleugnet haben. Ihre Schwäche hat Ausschluß aus der Gemeinde zur Folge, nur durch schwere Bußen ist der Fehltritt sühnbar.

In der anderen, eschatologischen Wendung kündet sich der Richter-Christus an. Der Hirt steht in der Mitte zwischen „Schafen zur Rechten" und „Böcken zur Linken"[107]. Der Gedanke ist kalt und fremd. So, in Strenge und Unerbittlichkeit ist der Lebensspender, ist der Liebeborn nicht denkbar. Juden könnten den Messias so, nicht aber Christen ihren „Retter" malen.

8.

Auf solchem oder ähnlichem Wege entsteht eine Reihe ganz bestimmter Bildtypen von denkbar einfachster Gestalt. Das einzelne Schema ist nicht streng, verpflichtend, es läßt vielmehr, der lockeren Technik angemessen, Spielraum. Es gibt kaum Musterbücher wie in Ägypten, keine Schablonen wie in Turfan.

Frei ist auch die Anordnung, die Zusammengruppierung der Bilder untereinander. Kaum der Versuch einer logischen Reihenfolge ist gemacht. Naturdinge, Heidnisches, Jüdisches, Neutestamentliches ist wahllos durcheinander. Alles ist symbolisch gemeint, alles spricht letzten Endes immer nur das gleiche Wort aus, Leben. Deshalb ist die Ungeordnetheit, von innen aus, doch wieder Ordnung.

Das Ganze der Typenreihe, der „Katechismus", ist auch nur relativ geschlossen. Es ist ein Wörterbuch der christlichen Bildvorstellungen oder bildhaften Symbole, ein zweites, aus reicherem Bestand zusammengesetztes neben dem Wörterbuch der einfachen graphischen Sinnbilder. Abgeschlossen, starr aber ist es nicht.

Grundsätzlich bleibt die Möglichkeit, der Reihe weitere Bildgedanken anzufügen. Denn die Bewegung läuft noch, und der Bilderspiegel muß sie anzeigen in Form von Erweiterungen und Neubildungen. Daß diese Wesentliches nicht hinzutun, sich auch nicht allgemein durchsetzen, ist dabei nicht ausschlaggebend. Wichtig sind sie als Beweis der Freiheitsluft, in der der Katakombenglaube atmet. Sofern dieser nicht entartet, nicht der gnostischen Spekulation verfällt, kann er im einzelnen nicht gebunden sein.

Nur das, was allen oder der Mehrheit einleuchtet, was ihrem Fühlen, Denken, Wollen entspricht und, gefaßt als Bildgedanke, Leitstern sein kann, setzt sich durch. Das ist der Fall bei den Motiven, deren Summe den sich von selber bildenden Kanon in seiner relativen Gültigkeit ausmacht. Alles Wichtige ist hier enthalten. Der Umfang ist beschränkt, in der Beschränktheit bleibt er übersehbar.

9.

Mit ihrer inhaltlichen Symbolik ist die Bedeutung der Malerei noch nicht erschöpft. Sie wird ergänzt durch die Symbolik des *Gesamteindrucks der Räume*, zu deren Schmuck und freundlicher Belebung diese Bilder dienen sollen. Die „Eindruckssymbolik" wirkt sogar noch früher, bewirkt eine Augenerfahrung, die zu einer seelischen Erfahrung wird, ohne zugleich an das Begreifen der Bildinhalte selbst gebunden zu sein.

Der Gesamteindruck der Raumbemalung ist hell und freundlich, genau wie in den irdischen Wohngemächern[108]. Er wird verursacht durch die Farben; sie sind frisch und leicht und warm, mindestens im Zusammenklang. Der dunkelste Ton ist warmes Terrakottabraun, in dem die Figuren angelegt werden. In einer Art von Überfangverfahren werden die anderen Farben darübergelegt, gern ungebrochen, so daß die Mischung sich im Auge des Betrachters vollzieht. Rot, die Lebensfarbe, ist besonders gern verwendet. Doch auch ein heiteres Blau, ein mildes Grün, selbst Gelb sind häufig.

Auch das recht bescheidene Ausmaß der Figuren hat nicht wenig Anteil an der Wirkung eines ganzen Raumes. Dadurch, daß sie verhältnismäßig klein und in „intermittierender" Folge angebracht sind, bleibt sehr viel weiße Fläche zwischen ihnen stehen. Das Weiß des Grundes, und das heißt doch: das Verhältnis von Figürlichem zu freier Wand, ist ein bestimmender Faktor dieser Malerei.

Dies hat zur Folge, daß das Bildliche, als Berankung heller Wände, sehr wesentlich an den *Zusammenhang* gebunden ist, in dem es auftritt. Nicht nur an den der Fläche, sondern den des ganzen Raumes. Sie aus dem Zusammenhang, dem Verhältnis zur Flächen- und Raumumgebung herausgelöst betrachten, heißt also ihre Wirkung schwächen, strenggenommen sie verfälschen, wenn nicht gerade ihre „Seele" töten[109].

Noch am ehesten ist möglich, die Deckenmalerei aus dem Zusammenhang gelöst zu sehen. Hier ist ein fest in sich geschlossenes System von Kreisen und sehr mannigfachen Formen des „verhüllten Kreuzes", die sich entsprechend den vier Ecken der Fläche entwickeln ließen. Nur in geringem Maße, nicht bestimmend hat sie Anteil am Gesamteindruck. Andrerseits spricht gegen solche Lösung die damit verbundene Verlagerung der Bildfläche aus ihrer wagerechten Höhe.

VII.

BILDWERKE

1.

Von Natur aus kann die Bildnerei in dem großen Tiefraumkörper keine Stelle haben. Sie ist an sich zu körperlich, sie gibt dem Stofflichen zu viel Gewicht. Das plastische Werk ist ungeeignet für den einfachen Dienst, wie ihn die Zeichen, Inschriften und Bilder verrichten. Es ist herrisch, eigensüchtig, bildet eine eigene Einheit, zwingt den Raum zur Umgebung herab.

Es will „Kunst" und kann infolgedessen nicht ohne weiteres Symbol sein. Seine Wurzeln sind in der Todeswelt. Ihm erfüllt sich der Sinn des Daseins in der Körperebene, es sucht Gott in die Stofflichkeit zu ziehen. Bildnerei ist widerchristlich. Wenn der „Hirt" von einem griechischen Meister als Figur von einem Meter Höhe nur gemeißelt worden ist, so war das eine Ausnahme[110].

Die christlichen Gründe gegen Plastik leuchten ein. Wenn es doch am Ende der Gemeindezeit[111] noch dazu kommt, daß eine Katakombenbildnerei entsteht, so kann dies nur bedingt sein durch einen Wandel im Bewußtsein. Dieser Wandel, der bisher Unmögliches ermöglicht, ist verhängnisvoll insofern, als der feste Zusammenhang der unterirdischen Räume und Symbole gelockert wird. Er zeigt ein kommendes Neues an,

bereitet jene Rückverlegung des christlichen Schwerpunkts auf die Oberfläche vor, die als Geburt der Kirche sich vollendet.

2.

Von den Besitzenden, Leuten von Stand und Herkunft, geht der Anstoß aus[112]. Der Gedanke, daß der Leib des Gatten oder der eigene Körper dort zur Ruhe kommen soll, wo alle möglichen anderen Leute begraben werden, ist ihnen peinlich. Die vielen Tausende von Gräbern Unbekannter mit Namen ohne Ruhm beginnen das Bewußtsein zu bedrücken. Die Gräberfluchten ohne Ende wirken auf die Dauer unerträglich.

Durch Geld zwar kann man sich das Schicksal ersparen, mitten unter beliebigen kleinen Leuten begraben zu werden. Man wendet sich an die Fossorenzunft, erwirbt das vertragliche Recht, in einer Kammer „bei den Heiligen" wenigstens zu liegen. Möglich ist sogar, ein Bogennischengrab zu kaufen, das früher nur Berufenen zustand[113].

Diese Christen aus der Oberschicht begreifen nicht, weshalb, gemäß dem Unterschied im Leben, im Tode nicht auch Unterschiede walten sollten. Sie meinen, daß die dunklen Gänge gut für Proletarier sind, deren Leben sich im Winkel abgespielt hat. Sie wissen, daß sizilische Gemeinden in dieser Hinsicht rücksichtslos verfahren. Den „Armen" weisen diese in den Gängen Gräber an; es sind ausgesprochene Massengräber, hintereinander gestaffelt, die Grenzen des Einzelgrabes verwischen sich[114]. Leuten von Rang hingegen werden Baldachingräber zugebilligt, meist an die Wand gelehnt, auch runde, geräumige Kapellen mit glockenförmiger Deckenwölbung[115].

Im Grunde aber schließt auch das Vorrecht der Bestattung in den Kammern, selbst in den Bogennischengräbern, immer noch ein Zugeständnis ein. Zwar ein wesentlicher Vorteil ist damit erreicht: man hat, durch Geld, ein Recht erworben, das

bisher nur den großen Heiligen, den Geistaristokraten zustand. Und doch bleibt man mit solcher Vorzugsform der Ruhestätte immer noch im Alten stecken; ja dadurch, daß man sie beansprucht, bejaht man dieses.

Im Grunde aber will man ein ganz anderes. Auch die über den Durchschnitt weit emporgerückten Sonderformen sind ja selbst schon wieder Durchschnitt geworden, oder wollen es wieder werden. Da viele Gleiches fühlen, Gleiches wollen, wächst die Zahl der Grabgemächer unaufhörlich. Davon abgesehen, kann diese Lösung der Frage doch nur vorläufig sein auch deshalb, weil der räumliche Typus aus dem Geist der Katakombenwelt geboren ist, und nur die Bedeutung, nicht die Mittel sich gewandelt haben. Das Grab der Kammer hat den gleichen Anteil an der Baustoffmasse wie das Fachgrab in den Gängen, es bleibt dem Wesen nach gebunden an die Unterwelt.

Doch das Denken innerhalb der dunklen Masse, innerhalb des Bausystems der Tiefe ist nicht das der Zeit, die vor der Tür steht. Menschen, die das Kommende vorausempfinden, denken nicht von unten, sondern von oben her, von dort, wo der natürliche Mensch zu Hause ist und wo die Kirche Christi künftig leben, wirken, herrschen will. Noch ist es zwar unmöglich, die Verbindung zu zerreißen mit der Welt der Tiefe, auf der sich alle Zukunft lagern wird wie auf Grundmauern; man will (aus Ehrfurcht vor dem, was zu Ende geht) und muß (infolge des noch immer dauernden Zwangs der äußeren Lage) sich dort unten begraben lassen.

Das innere Widerstreben dabei findet schließlich Ausdruck im Verzicht auf die echt christliche Bestattungsweise. Lieber greift man auf die Form der alten, immer noch höchst lebenskräftigen Heidenwelt zurück. Schon längst ist dort, bei den Standesgenossen, der Sarkophag von neuem eingebürgert. Muß er beschränkt sein auf die heidnische Verwendung? Kann nicht

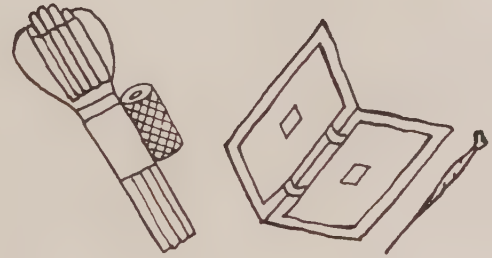
auch er, wie doch so vieles, von den Christen übernommen werden? Ist es nicht denkbar, daß er dann erst neu, lebendig wird?

3.

Der *Sarkophag* ist ein Gehäuse für den Einzelleib. Die Wände des Schreines grenzen das Innen, den Raum der Ruhe ab gegen den Raum, in den der Schrein gestellt wird. Er ist Gehäuse nur für den einen Leib, dessen Ruhelage sich in der Langform baulich ausdrückt. Sein Sinn stellt sich heraus, sobald man ihn erfaßt als das Symbol des Glaubens an eine wesenhafte, auch im Tode dauernde Verbundenheit von Leib und Seele, und des daraus entspringenden Strebens, nach Möglichkeit für die Erhaltung des Körpers Sorge zu tragen. Nicht im Feuer, nicht in der Erde soll der Leib sich auflösen, vielmehr soll das Einmalig-Unersetzbare seiner Sondergestalt in einem frei stehenden und als solches sichtbaren Steingehäuse sich möglichst stark zum Ausdruck bringen.

Fachgräber sind auch langgestreckte Hohlräume, im Raumgehalt vom Sarkophag nicht unterschieden, auch sie sind fest, die Flächen ihrer Innenwände — im Gegensatz zur Erde — wohlgeeignet, die Zerstörung zu verzögern. Nur eben ist der Raum nicht hergestellt durch Aufbau, Aneinanderfügung, vielmehr entsteht er durch Aushöhlung, und bleibt so übereinstimmend mit dem Tiefraumkörper der Gesamtanlage. Der hohle Raum kann, da er innerhalb der Tuffsteinmasse liegt, als solcher gar nicht in Erscheinung treten. Gewissermaßen nur symbolisch wendet er die eine Öffnungsseite nach dem allgemeinen Raum des Korridors. Nur seine Tür, die Abschlußplatte, bezeichnet sein Vorhandensein; als Raumform bleibt er ganz verborgen.

Das Bogennischengrab ist im Prinzip nicht anders. Es ist ein Senkgrab, ja verhüllter Sarkophag, der, festgebunden in



Schreibgerät des Schülers

Steinmetzwerkzeug

der Masse, einen Teil der Wand, des Kammerraumes bildet. Nicht einmal die Grenzen seiner Vorderwand sind angedeutet. Auch bei dieser Art von „Sarkophagen" wird also nur die eine Wand des Hohlraums sichtbar, die in diesem Falle wagerechte Steinplatte.

Gebundenheit des Einzelgrabes in der Masse des Gesteins, Unlösbarkeit aus dem Zusammenhang des Ganzen: so entspricht es dem Empfinden der Gemeinde, in der alle unterschiedslos zusammengehören. Der Sarkophag jedoch zerreißt die Einheit; er ist Einzelgebilde, ja dies Einzelsein ist seine wesenhafte Bestimmung. Er ist an keinen festen Raum gebunden, sein Standort kann, je nach Belieben, gewechselt werden: Er wird droben hergestellt, von dort hinabgetragen in eine Kammer oder sonst an einen Platz, wo er nicht gerade im Wege steht. Er ist Fremdkörper inmitten einer Umgebung, die er, nur durch sein Dasein, heimlich aufzuheben, in ihrer Geltung und Bedeutung zu erschüttern trachtet. Es ist, als stünde die Vorläufigkeit des Aufenthalts ihm an der Stirn geschrieben. Nur für eine kurze Spanne Zeit scheint er da unten Unterkunft zu suchen. Ihn einmal wieder ans Licht zurückzuschaffen, würde nichts im Wege stehen.

4.

Vereinzelt ist die Sarkophagbestattung schon seit langem vorgekommen. Das Merkmal der dazu benutzten Steingehäuse war eine große Einfachheit der Form und eine — katakombengemäße — Zurückhaltung in Hinsicht auf den Flächenschmuck[116]. In Syrakus sind, in einer von den großen Rundkapellen, große Tröge aus dem Kalkgestein herausgehauen, deren Flächen völlig nackt geblieben sind[117].

Doch kann ein Nachahmen solcher Beispiele jetzt nicht mehr als wünschenswert erscheinen. Denn gerade abzuheben,

auszuzeichnen vor der Masse der anderen Toten, ist der Sinn der neubegehrten Sarkophage. Die große Menge der Katakombenbesucher soll den Unterschied, soll den natürlichen, wie im Leben, so im Tode geltenden Vorrang merken. Der Aufwand soll Eindruck machen, der Sarkophag soll auch ein Denkmal sein.

Seine Außenflächen also müssen der Verwirklichung der Absicht dienen. Da das Steingehäuse an die Wand gestellt wird, handelt es sich nur um drei Seitenflächen. Sie genügen, daß der Sarkophag als Schaustück wirken kann; jeder mag herzutreten, um die Arbeit zu bewundern. Diese Arbeit fällt den Bildhauern zu, die der Gemeinde angehören. Auch sie sind, wie die ersten Maler, noch in heidnischen Werkstätten tätig. Dort helfen sie bei öffentlichen wie privaten Aufträgen, nicht in letzter Linie auch an Sarkophagen.

Daß man sie endlich ruft zu christlichem Werk, daß Glieder der Gemeinde nun auch ihre Arbeitskraft in Anspruch nehmen, weckt in ihnen freudige Bewegung. Nun also soll sich zeigen, ob es möglich ist, auch das scheinbar Widerchristliche dem Symbolischen dienstbar zu machen. Denn anders kann der Ruf, das neue Ziel, nicht aufgefaßt werden.

Die Bildhauer sind voll großer Zuversicht. Etwaige Bedenken können leicht zerstreut werden. Den Kreis der schon vorhandenen Sinnbilder etwa anzutasten, oder gar ersetzen zu wollen, liegt ihnen gänzlich fern. Inhaltlich kann alles beim alten bleiben. Das Entscheidende ist längst getan. Das Werk der Maler ist das Vorbild; dem Bildner bleibt nichts, als das Übersetzen, das Umdenken der vertrauten Typen in die Steinsprache.

Der Einwand gegen Bildnerei als solche mag, so meinen sie, berechtigt sein, doch gilt er nur für Rundfiguren. Gleichwohl ist durch ein Werk wie den „Guten Hirten“ schon

der Beweis erbracht, daß selbst eine Rundfigur restloser und bezwingender Symbolausdruck der christlichen Gesinnung sein kann. Bei näherer Betrachtung stellt sich übrigens heraus, daß es nur scheinbar eine Rundfigur ist. Man hat den Eindruck, als sei diese aus einem Relief herausgeschnitten, denn die Bewegungen der beiden Leiber entfalten sich in *einer* Ebene und die Tiefenrichtung bleibt so gut wie unbetont.

Im Grunde gehört das Werk also schon jener bildnerischen Arbeitsweise an, die für die neuen christlichen Zwecke nur in Frage kommen kann. Steinerne Flächen mit Figuren zu beleben, Reliefs zu machen, ist die Aufgabe. Das Gesetz der Fläche — wenngleich einer neuen Art von Fläche — wird herrschend bleiben, das Figürliche in der Fläche und an die Fläche gebunden sein.

Die Steinfiguren bilden, in mehrfacher Hinsicht, den Bildern gegenüber offensichtlich einen nicht geringen Fortschritt. Diese sind zu schattenhaft, zu flüchtig. Nun wird der Bildgedanke greifbar, tastbar werden. Die neue Sinnbildsprache wird bedeutend voller, eindringlicher in der Wirkung sein, und zwar infolge ihrer größeren Sinnfälligkeit.

Auch wird nun das, was auf den Wänden einer Kammer oder vieler Kammern als Malerei verstreut war, zusammengefaßt, in *einer* Zone, *einer* Steinfläche nebeneinander gestellt. Der Bilderkanon als Zusammenhang des einzelnen tritt so auch sinnlich in Erscheinung. In diesem Punkte liegt ein ganz besonderer Vorzug, wenn nicht eine Überlegenheit der Steinkunst.

Und dann bewirkt dieselbe auch ein Unabhängigwerden von den Bildern an den Kammerwänden. Der Sarkophag ist nicht gekettet an den ausgemalten Gruftraum. Auch in einer beliebigen dunklen Nische ersetzt sein Bildschmuck, was die Gräber in den Kammern voraushaben. Der örtliche Vorzug verliert seine Geltung, das Grabgehäuse kann für sich be-

stehen. Und schließlich wird der Steinsarg selbst mit seinen Bildsymbolen, infolge seiner Tragbarkeit, auch von der Örtlichkeit der Katakomben unabhängig; er trägt die bildhafte Frucht der Tiefe gewissermaßen schon in die Tageswelt hinaus.

5.

So entstehen Sarkophage von unverkennbar christlicher Haltung. Nicht ein vorgeschriebener Typus, auf den alle sich verpflichten müßten. Immer noch ist Zeit der Freiheit, jedem steht das Recht persönlicher Wahl zu. Die neue Aufgabe wird von den Bildhauern auf verschiedene Weise gelöst, je nach dem heidnischen Vorbild, das gerade einleuchtend scheint, je nach persönlicher Herkunft und der Werkstatt, in der der einzelne tätig war oder ist.

Der Besteller kann umhergehen in den Werkstätten und sich einen Sarkophag aussuchen; er kann ihn machen lassen auch nach einem Muster oder eigenen Angaben. Für Leute von Rang kommt nur ein Meister in Betracht, der den Vergleich mit heidnischen Künstlern aushält. Im Fall geringerer Mittel muß die Arbeit eines einfachen Steinmetzen genügen.

Unter Umständen kann sogar ein beinah fertiger Sarkophag erworben werden, wie er von heidnischen Großbetrieben oder Kunstfabriken massenweis geliefert wird. Vor allem ist das möglich bei den *Riefelsärgen*. Der größte Teil der Flächenarbeit ist hier fertig, sie besteht aus leicht geschwungenen, parallel geführten Rinnen in S-Form. Diese mögen nichts „bedeuten", vielmehr nur dem unbestimmt-barocken Drängen nach Bewegung und Auflösung starrer Wände Ausdruck geben; der — nur von Christen bemerkte — Geheimsinn dieser Riefeln kann aber nur wieder: „Leben" heißen[118].

Leer sind an diesen Särgen die gerahmten Felder an den Ecken und mitunter in der Mitte; hier kann also jeder, der an

Göttern und an fremden Kulten Hängende, der Gnostiker und nicht zuletzt der Christ Sinnbilder seines „Jenseitsglaubens" einsetzen. Die christliche Entscheidung fällt vor allem auf den Hirten und den Orans; in der Mitte wird gewöhnlich die — der Malerei noch nicht geläufige — Lese- oder Unterweisungsszene angebracht. Irgendeinem Handwerker fällt diese Arbeit zu[119].

Andere aber wollen viel entschiedener christliche Meißelarbeit. Die Marmorflächen müssen ausgenutzt werden; Riefelfüllung ist im Grunde Ausflucht, Bemäntelung mangelnder Leistungskraft. Die Flächen müssen mit Figuren in einer Reihe nebeneinander gefüllt werden, wie es bei heidnischen Sarkophagen lange schon üblich ist.

Genau so gut, wie Guter Hirt und Orans, ist alles andere übertragbar. Die Knappheit der Bildgedanken läßt es ohne weiteres zu. Eine Szene fügt sich, wie beim Schreiben die Buchstaben, an die andere, solange Flächenraum vorhanden ist. Die Flächen sind immer viel kürzer, als die Kette der vorhandenen Bildvorstellungen.

Das immerhin lockere, aber doch unvermittelte Nebeneinander der Gruppen ist bezeichnend. Es weckt den Eindruck einer zusammenfassenden Rückschau. Allerdings ist dabei unvermeidlich, daß die Einzelgruppe an Eigenwirkung einbüßt. Sie mag noch so gut und eindringlich gemacht sein, zuerst wirkt immer das Ganze, der Figurenchor.

In Hinblick auf die Reihenfolge weiß auch der Bildner sich vollkommen frei. Ihm fällt nicht ein, daß er nach bestimmten Gesichtspunkten gruppieren könnte. Planlos geht seine Arbeit vor sich, auch in diesem Fall wird sie durch das bestimmt, was ihm gerade in den Sinn kommt.

Ein in sich lose verknüpftes, trotz der Figurenmehrzahl stilles Bilderspiel ergibt sich. Nur Jonasage und Traubenlese

werden Anlaß zu bewegtem, reichem, ja im ersten Falle äußerst kühnem Formenspiel[120]. Hochwandige Sarkophage legen den Gedanken nahe, ihre Flächen in zwei Zonen übereinander zu zerlegen. Zwar verdichtet sich so das Figurengewimmel des Gesamteindrucks, doch rückt auch die Verwirklichung eines handgreiflichen Bilderkatechismus damit schon beträchtlich näher.

Diese Zerlegung ist ein Schritt zur Gliederung des Ganzen. Es dauert nicht sehr lange, so wird das familienmäßige Verhältnis der Gruppen untereinander als Mangel empfunden. Deshalb fängt man an, das Heiter-Zwanglose zu ordnen und übersichtlicher zu machen.

Die Reliefgestaltung wird nun strenger, folgerechter dem Gehäuse angemessen, architektonischer durchgeführt. Die in langer Reihe stehenden Figuren wirken wie pilasterähnliche Deckelträger, sie scheinen eine bauliche Funktion zu haben[121]. Man braucht sie nur noch näher aneinanderzurücken, den Köpfen eine einheitlichere Richtung zu geben, Gewänderfalten mehr als rhythmisch wechselnde Richtungsbahnen anzulegen.

An Stelle des lebendig-freien, gleichmäßig verteilten Bewegungsspieles der Figuren werden schwerere Akzente wirksam. Das bisher gefühlsmäßige Komponieren wird bewußter, der Mittelgruppe gibt man ein besonderes Gewicht. Hin zu ihr oder von ihr aus entwickeln sich die ausgewogenen Gruppenmassen beider Seiten. Kräftiger noch erfolgt die Teilung durch ein Viereck, eine Muschel oder ein Rundschild in der Mitte, mit dem Brustbild des Verstorbenen. Besonders gern bei Doppelsarkophagen, deren stärker denkmalhafte Wirkung dies weniger befremdlich scheinen läßt.

Andere empfinden, daß vor allem die Gruppen untereinander getrennt werden müssen. Es ist möglich, jede Szene als

gedankliche Einheit aufzufassen, die als in sich geschlossene Formeinheit erscheinen muß. Dem dient am besten ein szenischer Rahmen: ein Lauben- oder Säulengang, der die Vereinzelung auf scheinbar ganz natürliche Weise bewirkt.

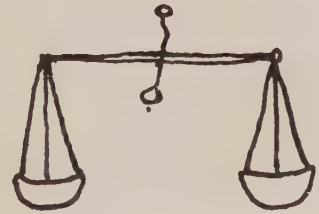
Notwendigerweise aber hat dies weiterhin zur Folge, daß die Gruppe, eine Mehrheit von durchschnittlich drei Figuren, bald zu einer einzigen Gestalt zusammenschrumpft. Jede sitzt nun unter einem Säulenbogen oder -dach. Damit ist Verzicht geleistet auf die frühen Bildinhalte; an ihre Stelle treten besonders wichtige Gestalten, bald sind es nur noch die Apostel. Der Weltgerichtsgedanke verkörpert sich in diesen „Beisassen", in ihrer Mitte thront der Richter-Christus.

6.

Die *Bildinhalte* der Reliefs sind übernommen, doch nicht sklavisch. Freiheit und Selbständigkeit beweist sich nicht nur in der Auswahl, sondern auch in dem Zurechtbiegen der Figuren gemäß den plastischen Erfordernissen. Außerdem entstehen neue Bildmotive, die, so glücklich sie sich auch den anderen zugesellen, doch unverkennbar einer Wandlung des Geistes entspringen.

Symbolisch sind auch diese Inhalte in der andeutenden Kärglichkeit ihrer Bestandteile, infolge der noch immer fehlenden seelischen Belebung der Gesichter. Und doch beweisen sie, daß sich die Scheu vor dem Nicht-Darstellbaren, die Ehrfurcht vor den Grenzen schon verliert.

So schreckt der Bildner nicht zurück, Gott selber, den doch nur in Christus geistig Anschaubaren, wie einen Meister sitzend und die Ersten Menschen formend, darzustellen[122]. Veranlaßt wird ein so bedenklicher Einfall durch das inzwischen erwachte Verständnis für die Sündenfallgeschichte, die man nun ebenfalls zu schildern anfängt.



Wage

Hacke

Eine bestimmte, wichtige zeitgeschichtliche Erfahrung, die des Abfalls in der Drangsal, muß hier auslösend gewesen sein, abgesehen von der inneren Bereitschaft für das Thema. Das gleiche gilt für eine ganze Gruppe von Motiven aus der Martergeschichte Jesu. Auch wird der bedrohlich werdende Abfall dazu genötigt haben, die besonders einprägsame, weil zeitgemäße Szene der Petrusverleugnung als ein warnendes Sinnbild über die Köpfe zu stellen.

Das eine Motiv, nachdem es einmal sich verfestigt, zieht eine ganze Kette verwandter Motive nach sich. In der Verleugnung tritt schon der Leidens-Christus auf; weshalb sollten die wichtigsten Punkte der Passionsgeschichte nicht geschildert werden dürfen? Sie sind doch geradezu Vorbilder dessen, was immer noch am eigenen Leib erlebt wird!

In höchstem Maße zeitgemäß ist der von den Soldaten abgeführte Jesus, der Herr, mit dem die rohe Gewalt ihren Spott hat, der selbst das Kreuz zum Richtplatz tragen muß. Und so, wie Jesus vor Pilatus, dem Vertreter der Staatsgewalt, stehen die Christen in den schweren Zeiten vor der Opferbehörde[123].

Die Scheu der Frühzeit, diese Szenen darzustellen, hat sich überlebt. Wenn die Kraft zum Durchhalten ausschließlich aus dem großen Vorbild geschöpft werden kann, dann muß dies Vorbild in den Sinnen brennen. Die Maler haben Daniel geschildert zwischen Löwen, die Jünglinge im Feuerofen, Moses, Susannas Bedrängung, den Jonasturz ins Meer, stets im Sinne des Vor- und Trostbildes. Das Vorbild Jesu muß noch höhere Kraft besitzen. Auch hier ist göttliche Errettung und Verherrlichung, zwar nicht, wie bei den Männern Alten Bundes, noch innerhalb des Erdendaseins, vielmehr, als alles durchgelitten und der Kelch geleert ist bis zum letzten Tropfen.

Der Leidens-Jesus ist der gleiche, wie der Wunder-Christus! Auch in der Fähigkeit des Standhaltens, Auf-sich-Nehmens

aller Schmerzen bricht eine nicht minder übermenschliche, dämonenüberwindende Macht, bricht Heiliger Geist hervor. Deshalb braucht am Äußeren nichts geändert zu werden. Der Ewig-Jugendliche ist jugendlich auch hier; der Schmerzausdruck bleibt ausgeschaltet.

In den Passionsfiguren liegt das Schwergewicht der inhaltlichen Erweiterungen. Anderes, wie Schöpfung, Sündenfall, des Henoch Himmelfahrt, Magieranbetung, Gemeinschaftsmahl und anderes, gelangt nicht derart in den Vordergrund.

7.

Es entsteht, der Malerarbeit ebenbürtig, auf solche Weise eine Bildnerei von wahrhaft christlicher Art und Wirkung. Daß der Geist des Ursprungs nicht verfälscht ist, beweisen die Figuren, die Gesinnungsträger sind. Rein und kindlich, voller Unschuld, sucht sich keine vorzudrängen. Alle sind von innen miteinander verknüpft, sind Kinder einer großen Familie, einer Geistgemeinschaft, eines Weltbewußtseins.

Alle gebärden sich, ohne doch ins Gleichförmige zu geraten, in einheitlicher Weise. An jeder leuchtet die Stille, Ruhe, Einfalt, Freundlichkeit, die den eigentümlich christlichen Seelenstand: „Frieden“ anzeigt. Vielleicht ist dieser Friedensausdruck, weil verstärkt durch die „plastische Stille“ als solche und den hellen Marmor, größer noch als in den Bildern.

An eine bestimmte Stufe des Könnens ist sein Ausdruck nicht gebunden. Die rasche, derb-volksmäßige Leistung eines Steinmetzen kann ihn ebenso enthalten, wie die Arbeit eines weitbekannten Künstlers[124]. Ausschlaggebend ist die Hingabe. Auch durch Verwendung eines mechanischen Werkzeugs, wie des Drillbohrers, wird diese keineswegs beschränkt[125].

VIII.

GEGENSTÄNDE

1.

Toten, gleich Wanderern, Abschiedsgaben in ihre einsame Kammer beizulegen, ist uralte Sitte in der Völkerwelt. Und zwar nicht etwa Dinge, die für diesen Zweck erst angefertigt werden, sondern Gegenstände des Gebrauchs aus dem Bereich des Daseins, das der Abgeschiedene verläßt. Man gibt ihm Dinge mit, an denen seine Seele hing, mit denen er täglich umging, oder auch Dinge, die er möglicherweise in dem unbekannten Jenseits brauchen kann, wie Gerät für Nahrung, wenn nicht diese selbst.

Wenn auch die Katakombenchristen ihren Toten Gegenstände in das Grab mitgeben, so geschieht das nicht gedankenlos, nicht im Sinne jenes allgemeinen Brauches. Die Möglichkeit vereinzelter Rückfälle in das Weltgemäße kann schließlich auch bei ihnen nicht ganz ausgeschlossen werden, niemals aber hätten diese Regel werden können.

Die beigegebenen Gegenstände sind mannigfacher Art[126]. Krüge, ein- und zweihenklige (auch Spitzkrüge), Vasen mit enger oder weiter Öffnung, Schalen, Teller, handhohe Weingefäße und langstielige Löffel, beides zu kultischem Gebrauch, Flaschen von verschiedener Größe, Ampullen, Zangen und Metallgeräte, Stempel, Spielzeug, Hängelampen aus Bronze, Tonlämpchen, Goldglasreste, Schmuck und sonstiges.

Der Sinn des christlichen Brauchs der Grabbeigaben ergibt sich leicht, sobald man sie aus dem Zusammenhang der Katakombenwelt verstehen lernt. Das Menschliche, die Pietät, ist sicher auch beteiligt, so zum Beispiel, wenn man einem Handwerksmann sein Werkzeug, und dem Kinde seine Puppen, Klingeln und sonstigen Anlässe seiner kleinen Erdenfreuden mit ins Grab legt.

Aber die symbolische Bedeutung liegt viel näher. Demzufolge sind Gefäße Hinweis auf das himmlische refrigerium, auch auf den Schatz der guten Werke, den die Seele wie einen Ausweis in das große Leben mitbringt. Lampen sind ein Seelengleichnis oder Zeichen für das Licht, das heißt das Finden des Pfades, der aus der Finsternis herausführt. Werkzeuge sind vor allem Sinnbild der Treue im Kleinen, Irdischen.

Von anderem, wie Stempeln und Schmuckgerät, geht auch im Grabe noch eine magische Wirkung aus, da sie Inschriften und Zeichen tragen. Es kann nicht schaden, wenn die Dämonenabwehr der Außenfläche auch innerhalb, im Grabraum selber, wiederholt und somit noch gesteigert wird durch Gegenstände, die mit der Leiblichkeit des Toten durch viele Jahre eng verbunden waren.

Die drei Motive: das der Pietät, das symbolische und das magische spielen ineinander; es ist kaum möglich, die Masse der Gegenstände nach ihnen sauber zu gruppieren. Auch in Anbetracht der unzulänglichen Kenntnis der zum großen Teil noch in den Gräbern eingeschlossenen Gegenstände wäre solcher Versuch zum mindesten verfrüht. Davon abgesehen, ist die Mehrheit dieser Dinge ohne eigentümlich christliches Merkmal.

Das aber, was Merkmale aufweist, was also bezeichnend ist für Christengräber und aufschlußreich für christliches Bewußtsein, läßt sich wohl gruppieren. Denn es bildet die große Masse der Gegenstände. Es handelt sich um Lampen, Gold-

glas und zum Schmuck bestimmte Stücke, — umfangreiche Sachgebiete, die nicht weniger wichtig sind als Bilder, Inschrifttafeln oder Sarkophage.

Auch bei diesen Gruppen ist „christlich" wieder nicht die Form, auch nicht der Stoff, geschweige Art und Zweck des Gegenstandes. Die Form ist übernommen, allgemein geläufig, ein besonders christlicher Bildestoff ist gar nicht denkbar, und ob der Gegenstand dem kultischen oder außerkultischen Gebrauch gedient hat, spielt keine wesentliche Rolle.

Einzig das dem Allgemeinen: Stoff und Form Hinzugefügte, das *Zeichen*, gibt den Ausschlag. Es sagt aus über den Sinn der Verwendung, den Geist, in dem sie zu erfolgen pflegt. Es rückt den Gegenstand gewissermaßen aus der „Welt" heraus, dem seine Form, sein Stoff entnommen wurde. Es macht ihn „heilig" und zum Träger einer magischen Gewalt.

Durch diese christlich-bestimmten Einzeldinge wird zugleich bezeugt, daß der Geltungsbereich der Zeichen sich nicht nur auf die Unterwelt beschränkt. Er erstreckt sich weit hinauf ins Tagesleben, aus dem die Gegenstände stammen. Er reicht bis in den letzten christlichen Daseinswinkel.

2.

Auch im Süden zählen *Lampen*, Lichtbehälter zum Gerät eines jeden, auch des ärmsten Hauses. Den Christen werden sie besonders wichtig für die Gräberstadt, wo ohne künstliche Beleuchtung ein Aufenthalt wohl nicht gut denkbar wäre. Die Arbeit der Fossoren wie der Maler setzt die künstliche Beleuchtung voraus. Der Gruftbesucher nimmt die Lampe mit, um sich im dunklen Labyrinth zurechtzufinden und an die Gräber zu gelangen, die er sucht.

Es handelt sich um ein verhältnismäßig kleines Ölgefäß, länglich, in Form einer ziemlich flachen, gedeckten Schale.

Deckel und Schale, jedes für sich geformt, sind zu einem einheitlichen Hohlkörper verschmolzen. Im Mittelfeld der Deckelfläche ist die Eingußöffnung, nach vorne streckt sich das Gefäß, um den entsprechenden Abstand für das Lichtloch an der Spitze gewinnen. Eine einfache Handhabe am entgegengesetzten Ende ermöglicht das Tragen des Behälters. Sein sicherer Stand, auch die Bewegungsrichtung seines Trägers wird durch die Langform angedeutet.

Der Stoff ist Terrakotta, rötlich oder gelblich, deren Eignung auch für diesen Zweck schon seit Jahrhunderten bewährt ist. Für alltägliche, vielgebrauchte Bedarfsgeräte ist sie gerade gut. Wohlhabende ziehen Bronze vor, zum mindesten verwenden sie Lampen aus beiden Stoffen. Auch für Gemeindezwecke wird mit bronzenen Lampen gerechnet werden müssen. Sie sind wesentlich größer, haben zwei oder drei Vorbuchtungen für Lichtlöcher und hängen frei an Ketten. Ihre Form ist kunstvoll und meist sauber in der Zeichnung. Hin und wieder werden sie sogar mit plastischen Figuren ausgestattet, oder ihre schöne Zweckform wandelt sich in eine Sinnbildform, z. B. in ein Schiff[127].

Bei den einfachen Tonlämpchen bietet sich der christlichen Be-Zeichnung, die zugleich als Schmuck wirkt, nur die leicht gesenkte, ebene oder auch gewölbte Deckelfläche dar. Ihre volle Sichtbarkeit macht sie dafür geeignet. Es entspricht der Massenherstellung der Gefäße, daß man die Zeichen nicht mit der Hand in jedes einzelne modelliert, sondern Formen oder Stempel herstellt, mittels deren man sie in die weiche Masse eindrückt. In den heidnischen Betrieben prägt man Götter- oder Tierfiguren, Pflanzen- oder reine Schmuckmotive in der gleichen Weise auf.

In schwach erhabenen Formen werden die Symbole sichtbar, fast alle sind sie von den Platten her bekannt. Palmen,

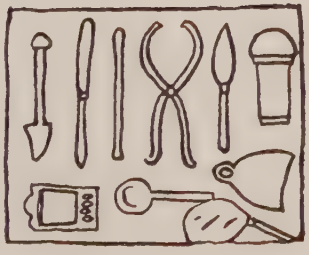
Trauben, die Taube mit dem Ölblatt, Fisch, Hase, Schaf, der Gute Hirt, Apostelköpfe, Christuszeichen; oder Ungewöhnliches, wie die Kanaanbotschafter mit der Riesentraube, die Sonne, der fünfarmige Leuchter und anderes.

Das mit dem Zeichen ausgefüllte Deckelfeld ist in der Regel eingerahmt von einem schmückenden Streifen. Er zeigt in lockerer Aneinanderfügung mannigfache, in sich abgeschlossene Motive: Drei- oder Vierecke, Kreise, Spiralen, Herzen und anderes mit stark betonter Linienwirkung[128].

Im Hinblick auf die heidnischen Lampen enthüllt sich das, was christliche bedeutsam macht. Bei jenen ist die figürliche oder ornamentale Prägung nichts als willkürliche Zutat und bestimmt, die nackte Zweckform für das Auge angenehm zu machen. Bei diesen steht das Zeichen in tiefer und natürlicher Beziehung zu dem symbolisch empfundenen Gebrauchszweck des Lichtgefäßes selbst.

So, wie die stille Flamme dieser Lämpchen, brennt auch das Licht der Christuserkenntnis. Mit ihren kleinen Lampen in der Hand pilgern die Christen in den schweren Zeiten zu den unterirdischen Versammlungen, um das Herrenmahl zu feiern. Sie empfinden sich selber als Gefäße, die durch die Feier immer wieder aufgefüllt werden. Jeder, der eintrifft, erhöht mit seiner Flamme die große, feierliche Helle der „Gemeinde".

Jede zum Leben gelangte Seele brennt, auch oder gerade in der Todesfinsternis. So ist es sinnvoll, wenn auch an den Gräbern solche Lämpchen in den Mörtel eingebettet werden, der der steinernen Platte Halt verleiht. Sie brennen dort, vor allem am Gedächtnistage. Am höchsten Fest, dem Ostern mit der fünfzigtägigen Freudenzeit[129], brennen sie alle. Unvergleichlich groß ist dieser Eindruck, höher reicht kein anderes Symbol.



Werkzeug

Arztbesteck

3.

Es kommen feierliche oder lebenswichtige Anlässe vor, die den Drang oder Wunsch erwecken, besonders Nahestehende, Verwandte oder Freunde, zu beschenken. Mit einem Gegenstand, der, über seine Nützlichkeit hinaus, ein Ausdruck dessen sein soll, was die rein menschliche Bluts- oder Wahlbeziehung in die höhere Ebene stellt. Solche Anlässe sind Geburtstage, Neujahrsfeste, Hochzeitsfeiern, Liebes- und Gedächtnismahle.

Gerade von der gemeinsamen, halb- oder außerkultischen Mahlzeit aus (vor allem also Hochzeits-, Liebes- und Gedächtnismahlen) wird verständlich, weshalb die Gegenstände, die man schenkt, vor allem *Trinkgefäße:* Becher oder Tassen sind. Schalen, flachere Gefäße mit weiterem Durchmesser sind auch für Speise benutzbar. Dieses Trink- und Speisegeschirr besteht aus *Glas*.

Nicht aber etwa in dem lange schon dem Abendland bekannten Stofflichen des Glases liegt die Köstlichkeit der Gabe, sondern in figürlicher Arbeit, wie sie in der runden Bodenfläche des Gefäßes sichtbar wird. Sie erscheint in *Gold*. Mit einer Nadel ist die Zeichnung in ein Goldblatt eingeritzt, so, daß durch den Gegensatz von goldenen Flächen und ausgeschabten Linien in der Farbe des Glases das Bild zustande kommt[130].

Das dünne Goldblatt ist zwischen einen Doppelboden eingeschmolzen, und also auf natürliche Weise vor Zerbrechen verhältnismäßig sicher. Denkbar ist auch, unter die Goldschicht eine blaue, rote oder grüne Farbenschicht zu legen. Nur ist das schon ein komplizierteres Verfahren, das den Schätzungswert des Gegenstandes selbst erhöht; in der Regel aber kommt nur einfaches Blattgold zur Verwendung[131].

Die „ästhetische" Nebenwirkung bleibt so auf ein Maß beschränkt, das keinesfalls bedenklich scheinen kann. Das dünne

Gold stellt keinen Wert dar, es will auch keinen solchen vortäuschen. Es dient der Symbolik in doppelter Weise. Stofflich — da es echt ist, ohne doch eigentlichen Kaufwert zu besitzen — deutet es, ähnlich wie das Licht, auf das hin, was über alle Maßen köstlich ist und in geheimnisvollem Glanze leuchtet. Verwendungsmäßig, sofern es die alten, ziemlich frei gebrauchten und durch neue ergänzten figürlichen Sinnbilder in strenger und volkstümlicher Graphik erstehen läßt.

Der jüdisch-biblischen Überlieferung wird der Paradiesesbaum mit der Schlange, das erste Menschenpaar, das Opfer Abrahams, das Quellwunder, die Feuerofenszene, Tobias, Jona, vor allem Daniel entnommen, das männliche Gegenstück zu der Orantin. An evangelischen Stoffen findet sich nur wenig, am häufigsten der große Wundertäter mit dem Stabe und die Lazaruserweckung (auch nur im Bild der Mumie angedeutet). Weinverwandlung und Brotvermehrung werden gleichfalls sichtbar, auch der von der Gicht Geheilte mit seinem Bett.

Christus selbst erscheint im Brustbild, bartlos, jugendlich, ein unverkennbarer Römertypus. Das Bildnis soll nicht eine Stütze sein für unzulässige Vorstellungsversuche; es ist gemeint als Sinnbild; die persönlichen Züge fehlen. Es ist nur die Vergrößerung des Kopfes auf den Wunderbildern, und ebenso gemeint wie diese.

Auch Bildnisse, deren Beischrift sie als die der beiden großen Apostel erweist, wollen nicht viel anders aufgefaßt sein[132]. Auch in diesen Führern loderte die Christuskraft, die noch immer sich in Drangsal und Martyrium bewährt. Wenn ihre Züge, auf Grund der örtlichen Überlieferung von ihrer äußeren Erscheinung, persönlicher und bildnismäßiger geraten, geschieht dies nicht auf Kosten der symbolischen Grundbedeutung.

Mit weiteren Blutzeugen oder heiligen Personen steht es ähnlich. Nur freilich ist es hier viel weniger wichtig, ob ihren Zügen sachliche Angaben zugrunde liegen. Es genügt schon die Beischrift; Joanes, Agnes, Systus (Sixtus), Timoteus, Laurentius. Der Name ist der beste Hinweis auf die große vorbildliche Leistung. Jeder, der ihn liest, ist schon „im Bilde". Die Figuren oder Köpfe geben einen Anhaltspunkt für die nähere Vorstellung, falls diese wirklich wünschenswert erscheint.

Anders ist es mit dem Bildnis von Personen, einer Frau, eines Mannes oder Ehepaars. So gut es geht, versucht der Zeichner, die gegebene Gesichtsform nachzubilden. Die Beischrift „Vivas", zēsēs, heidnisch eine bloße Zutrinkformel („du sollst leben!"), stellt die Beziehung der menschlichen Einzelerscheinung zu dem „Leben" her, das ein Jenseits ist auch mitten in der Diesseitswelt[133]. Ohne die Beziehung wäre diese Bildniszeichnerei nur Rückfall in das Heidentum. Ausnahmen: unbeschriftete Bildnisse, werden mitgetragen von der Masse der übrigen.

Glänzender noch tritt die Beziehung in dem Doppelbild von Ehegatten hervor. Das, was den Bund der Geschlechter wesentlich begründet, ihn geistig fruchtbar macht und vor Zerfall bewahrt, ihn adelt vor dem Durchschnitt heidnischer Ehen, wird hier auch bildlich sichtbar. Es ist der „Herr", der zwischen den Köpfen, fast auf den Schultern beider Gatten steht, die Arme über die Scheitel ausgebreitet, in jeder Hand den Kranz der Reinheit und Vollkommenheit[134]. Des knappen Raumes wegen, wohl auch, um den Christusjüngling nicht verkleinern zu müssen, stellt man ihn als Knaben dar.

Goldglasgefäße, diese durch die Bildsymbolik köstlichen, nicht an sich wertvollen Gegenstände, bewahrt man auf zu seltenem Gebrauch bei feierlichem Anlaß. Man ist bemüht, sie zu erhalten und zu schützen wie einen heiligen Schatz. Trotz

aller Sorglichkeit ist es indes nicht immer möglich, daß die Gefäße sich, wie es natürlich wäre, in der Familie forterben, von einer Hand in die andere gehen. Infolge der Sprödigkeit des Stoffs, auch widriger Zufälle in den ungesicherten Zeiten, ist das Gefäß über kurz oder lang dem Untergang geweiht.

Zerbricht es eines Tages, so ist das schlimm nur deshalb, weil viel lichte Erinnerung an ihm hängt. Der Gegenstand als solcher ist ersetzbar, denn die Goldglashandwerker haben ihre Musterbücher, nach denen sie unermüdlich weiter arbeiten. Ganz selten aber nur zerbricht der starke Doppelboden mit dem goldenen Sinnbild. Und selbst wenn dieses Herzstück, diese runde Fläche in Scherben geht, sind auch die Scherben noch ein heiliger Überrest. Sie vertreten das verlorene Ganze; die Überbleibsel ihres Bildes, ihrer Inschrift bleiben in der Regel dennoch deutbar.

Keiner von den Glaubensbrüdern wird auf den Gedanken kommen, diese ausgebrochenen Goldglasböden oder ihre Einzelscherben in den Müll zu werfen. Man empfindet ihren lebensvollen Sinn, man bewahrt sie oder verschenkt sie an die Söhne, Töchter, Freunde, Anverwandten. Ihr Besitz erweist die Nähe der Beziehung zur Familie, zu der engen Gemeinschaft innerhalb der großen, allgemeinen.

Auch muß der durch den Tod der warmen Enge Entrückte Anteil behalten an der Schale oder Scherbe, die ihm selbst gehört hat. Die Zurückgebliebenen sind beinah verpflichtet, ihm mindestens das Rund- oder Teilstück mitzugeben. Vielleicht zertrümmert man sogar das Glasgefäß beim Tode des Besitzers, um über den köstlichen Boden in angemessener Weise verfügen zu können[135].

Scheinbar am nächsten liegt es, das Goldglasstück, gleich anderen Gegenständen, mit ins Grab zu legen. Und dies geschieht auch häufig. Doch die Goldsymbolik setzt wesent-

lich das Licht voraus. Die dunkle Höhle vernichtet jede Möglichkeit des Blinkens oder Leuchtens. Nur außerhalb des Grabraums, an seiner in den Gang gekehrten Außenfläche ist dies denkbar.

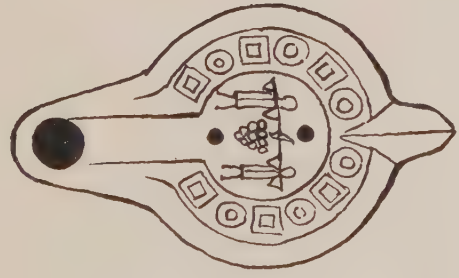
Dort aber ist nur eine Fläche vorhanden, sie bietet keinen Halt für die Befestigung des Glasstücks. Es in die Tuffwand einzufügen, wäre denkbar, wenn auch nur unter Verzicht auf jede Sicherheit. Soll es wirklich fest sein, muß es am besten in dem Mörtelrand befestigt werden, der nicht allein die Platte, sondern oft auch schon die kleine Lampe hält.

Es genügt, das Glasstück in den frischen Mörtel einzudrücken. Sobald die Masse trocken ist, sitzt es dort fest wie Stein. Wer wirklich versuchen sollte, es abzulösen, würde schließlich nur winzige Teile in der Hand behalten. So kommt zu Schrift und Zeichen auf der Abschlußplatte noch ein ganz besonderer Schmuck hinzu, ein ganz persönliches Bedeutungsmerkmal, wenn auch nur am Rand der Fläche, die das Vorhandensein des Grabes anzeigt.

Wer mit dem Licht herzutritt, dem blinkt es, wie aus einem Auge, dort geheimnisvoll entgegen. Es ist, als ob an einer kleinen Stelle der stumme, undurchsichtige Stoff durchsichtig und lebendig werde, als ob das Leben, Gott, nicht mehr in Farbe oder Stein, vielmehr durch goldene Materie anzudeuten sei.

4.

Auch Gegenstände, die unter den Begriff des „*Schmuckes*“ fallen, werden von den Christen ihren Toten mit ins Grab gegeben. Zahl und Mannigfaltigkeit der Funde zeigen eine weitverbreitete Sitte bei den Lebenden an. Ringe also tragen diese Christen an den Händen, am Hals der Frauen hängt ein Stück aus Stein, Metall oder Glas, frei sichtbar oder unterhalb des Kleides.



Tonlampe

Daß diese Dinge nicht im Sinne allgemeiner, heidnischer Verwendung getragen werden, muß ohne weiteres einleuchten. Der christliche Instinkt weiß, mit welch' kindlicher Offenheit das Wesen des natürlichen Menschen sich gerade im Körperschmuck darlegt. Er durchschaut die Absicht, die persönlich-leibliche Erscheinung auszuzeichnen, deren Wirkung auf die Sinne anderer zu steigern. Er kennt die Wurzel des Triebes: nackte Ichsucht, „Wille zur Macht", Geist der „Dämonen".

„Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Motte und Rost zerstört und Diebe nachgraben und stehlen"[136]. Jeglicher Aufwand, auch der Prunkschmuck, ist in diesem Herrenwort erfaßt. Ebenso Gold- und Purpurkleider, Schminken, Haarefärben, moderne Frisuren, Hals- und Fußketten, Spangen und Ohrgehänge. Der ganze Frauenputz vor allem ist nur dazu da, um zu verlocken, von dem schmalen Wege abzuziehen[137].

So strenge sind die ungeschriebenen Gesetze des bei den Christen Üblichen, der „Sitte". Wer Mitglied der Gemeinde wird, muß schon verzichten können auf Luxus jeder Art. Wem er in irgendeiner Form erstrebenswert erscheint, beweist die Christusferne seiner Lebenshaltung[138]. Halbheiten, Zugeständnisse sind unmöglich, man kann nicht Gott dienen und dem Teufel: der Ichsucht, die das Entscheidende, Abhängigkeit vom Herrn, zerstören will.

Der Drang des „natürlichen" Menschen, dem des „pneumatischen"[139] Menschen feindlich, will immer wieder empor, zu Zeiten in so starkem Maße, daß der Bischof sich gezwungen sieht, mit Verbot und Zwangsmaßnahmen einzuschreiten, falls Ermahnungen fruchtlos bleiben. Nicht aber erstreckt sich das Verbot der Sitte oder bischöflichen Aufsichtsmacht auf Ringe und Gegenstände, die an einer dünnen Kette oder Schnur am Halse hängen. Ihre Träger sind frei von dem Verdacht der Neigung nach der Weltseite.

Wieder hat auch der „Schmuck" der Christen, beschränkt im wesentlichen auf zwei Gruppen von Gegenständen, mit dem der Welt nichts als die äußere Erscheinungsform gemeinsam. Sobald der neue Mensch das, was der alte schuf, in seine Hand nimmt, wird etwas ihm Gemäßes draus, es tritt ein Wandel der Bedeutung ein.

Aus Prunk- und Körperschmuck wird so das Gegensätzliche, *Bedeutungsschmuck*. Ringe und Anhänger werden umgeformt zu Zeichenträgern. Der Zweck der Selbsterhöhung weicht neuen Zwecken, wie sie dem Glauben und Denken der Gemeinde angemessen sind. Mehr als die Lampe, das Gefäß, hat das, was in dauernder Beziehung mit dem Körper steht, auf die Be-Zeichnung Anspruch.

Paulus hat geschrieben von geheimnisvollen stigmata, „Brandmalen des Christus, des Herrn" an seinem Leibe[140]. Sklaven auf Lebenszeit wird ein Stempel aufgebrannt, der ihre Zugehörigkeit ersichtlich macht. Christusbekennern stellt sich ihr Verhältnis zu dem Lebensspender gern im Bild des Sklaven, dulos[141], dar, der seinem Herrn verfallen ist mit Leib und Seele, für Leben, Tod und Ewigkeit.

Zeichen dieses „Herrn" nun auch bei sich, am eigenen Leibe tragen zu wollen, wie die Sklaven ihr eingebranntes Mal haben, ist also ein verständlicher Wunsch. Ein Wunsch auch deshalb, weil der Wirkungskreis der Zeichen dadurch wesentlich erweitert wird. Nicht nur im Gruftgebiet, nicht nur am Hausgerät, sondern auch dort, wo jeder einzelne geht und steht, wo er in das Getriebe eingreift, wo er „Soldat" ist seines Herrn, sind diese Zeichen wichtig, wenn nicht unerläßlich.

Sie sind der kürzeste Ausdruck, die knappeste, mit einem Blick übersehbare Formel dessen, was in begrifflicher Fassung nur ungefüge und im Grunde unzulänglich herauskommt. Mitten in der Weltverknüpfung braucht man diese anschau-

lichen Anhaltspunkte, an denen das Bewußtsein sich zurechtrückt, aus denen es immer wieder Kraft zieht. Auch drängt der innere Besitz selbst nach der dünnen, formelhaften Prägung, in der das Unfaßbare, das Geheimnis, gewissermaßen faßbar wird.

Verwächst also der Körper oder eines seiner Glieder mit dem zeichentragenden Gegenstand, so sind damit auch dauernde Anlässe zur Sammlung alles Fühlens und Denkens auf den einen entscheidenden Punkt gegeben. Die Gegenwart des Gegenstandes durchwirkt das Bewußtsein, ja auch das unterbewußte Triebwerk. Man weiß sich, Seele wie Person, in ganz besonderer Weise sicher gegenüber Werk und Walten der Dämonen.. Nicht weil man abergläubisch ein Stück toten Stoffs am Finger oder Halse trägt, dem irgendwelche geheimnisvollen Kräfte entströmen. Vielmehr, weil man sich in den Stromkreis jener Geistmacht eingeschaltet weiß, deren Gegenwart durch Zeichen angedeutet, wenn nicht gar bezeugt, verbürgt wird.

Wehrende, klärende, siegende Macht geht von den Zeichen aus, die von lebendigen Menschen in den widerchristlichen Daseinskreis hineingetragen werden. Ihr Tragen adelt und verpflichtet, gibt dem Denken, Reden, Handeln Richtung. Es ist Bekenntnis und schließt das öffentliche Gelöbnis ein, vom christlichen Lebensstil nicht abzuweichen.

Auch sind die Zeichen, als Merkmale, dem Erkennen untereinander dienlich[142]. Nur der „Eingeweihte", der wirklich Zugehörige ist imstande, die Buchstaben der Geheimsprache zu entziffern. Da die Gemeinde, da die Zahl der Sprengel weiter anwächst, wird es immer unmöglicher, jeden Bruder, jede Schwester von Angesicht zu kennen. Auch spült der Weltverkehr auswärtige Christen in die Hauptstadt. Ohne die Hilfe sichtbarer Zeichen bliebe manche Möglichkeit versäumt, manch' zufälliges Begegnen ungenutzt.

So positiven Zwecken gegenüber wirkt die Gefahr, sich durch die öffentlich zur Schau getragenen Zeichen zu verraten, leicht. An sich ist an der Tatsache, daß die Christen zeichentragende Gegenstände an sich haben, gar nichts Ungewöhnliches. Gerade Schmuck ist eher unauffällig, weil er allgemein verwendet wird; auch bildlicher Zierat, vor allem auf Siegelringen, ist überall beliebt. Selbst die der alten Götterreligion so fremden Zeichen sind durch die mystischen Kulte eingebürgert.

Im allgemeinen bleiben christliche Zeichen den Außenstehenden unbekannt, zum mindesten unleserlich. Daß auf Grund eines Schmuckstücks die Zugehörigkeit zu der „religio illicita" polizeilich festgestellt wird, gehört zu den Seltenheiten. Schließlich kann es ja nicht ausbleiben, daß die Kenntnis der den Christen vorzugsweise eignenden Symbole, des Fischs vor allem, in die Allgemeinheit sickert. Doch der Bekennermut, der sich vor Opferkommissionen zu bewähren hat, kann dadurch nicht beirrt werden.

5.

Der Stoff, der zur Verwendung kommt, ist in der Regel einfach. Die große Mehrheit der Gemeindeglieder setzt sich aus mittellosen Leuten zusammen. Und von den Mitteln abgesehen, ist nicht der Stoff, vielmehr das Zeichen ausschlaggebend, das ihm eingeformt wird. So genügen Kupfer, Bronze, Blei, Glas und halbedle Steine.

Bei Edelmetallen, vor allem Gold, besteht Gefahr, daß sich die Wertbedeutung des Gegenstandes von der Geistseite auf die Stoffseite verschiebt. Trotz seiner Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit empfiehlt sich deshalb nur die Andeutung (das Goldblatt der Glasgefäße), nicht aber die Verwendung des massiven Goldes.

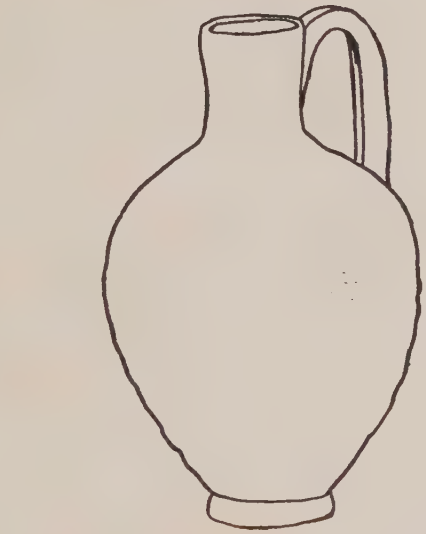
Das einfache Metall wird vor allem zu *Ringen* verarbeitet. Seit jeher wird der Ring als heiliges Symbol empfunden. Wie der Kreis, ist auch er einfachstes Sinnbild dessen, was nicht Anfang und nicht Ende hat. Im Alltagsleben ist er wichtig als Zeichen des Lebensbundes zwischen den Geschlechtern, ja als Unterpfand der Treue und Beständigkeit in allen Wechselfällen.

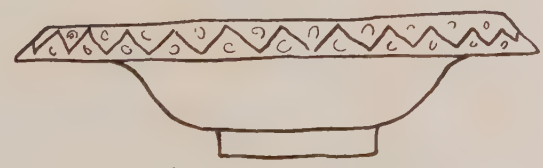
Christlich betrachtet, deutet also schon die Form als solche eine menschliche Gemeinschaft an, die besteht im Namen des Anfangslosen und Unwandelbaren. Davon abgesehen, ist der christliche Geschlechtsbund auch ein Gleichnis jener höheren „Lebens"-Verküpfung zwischen der Seele des Bekenners und dem Herrn der Seligkeit.

Dennoch aber bleibt die schon in ihrer Nacktheit sinnerfüllte Form des Ringes unzulänglich. Das Besondere, Unterscheidende will zum Vorschein kommen; die Allgemeinform hat den Nachteil der verschiedenartigsten Deutbarkeit. Sie muß eindeutig und damit ausschließlich gemacht werden.

Ein einzelnes Zeichen in den Reif des Ringes einzugraben, geht nicht gut; es müßte schon der ganze Streifen ausgefüllt werden. Außerdem soll mit dem Zeichen gesiegelt werden, möglichst ohne dabei den Reif vom Finger abzuziehen. Nur der schmale Lorbeerzweig kommt, in der Form des Kranzes zwischen Perlenrändern, für die Reifverzierung in Betracht. Diese Arbeit setzt freilich Verwendung von Gold voraus, soll sie vor allzu rascher Abnutzung geschützt sein.

Wichtiger als solche Feinarbeit, wichtiger als die Schmuckwirkung und das gleichfalls nicht auf Christlichkeit beschränkte Sinnbild des Zweiges ist es, einfache und eindeutige Zeichen anzubringen. Das ist möglich, wenn man eine nur für sie bestimmte Fläche in den Reif einfügt. Man bildet diese entweder





Grabbeigaben: Krug und Schüssel

aus dem Ringmetall, indem man es an einer Stelle breitschlägt, oder einen Stein einsetzt.

Die aus dem Fingerreif gewonnene Platte ist ein Notbehelf der Armen. Regel wird der Einsatz edler, genauer: halbedler Steine. Es sind Stücke meist bescheidenen Umfangs; der flache Schliff der Außenseite genügt, um die Farbe des klaren oder undurchsichtigen oder auch geäderten Steins herauszubringen.

Die „magische" Wirkung geht nicht nur vom Stein aus, dem das Zeichen aufgeprägt ist[143]. Denn der weitere Zweck des *Siegelns* ergibt sich ganz von selber. Der Abdruck, der unendlich wiederholbar ist, bedeutet neben der Beglaubigung und Bürgschaft angesichts der göttlichen Instanz zugleich Erweiterung des christlichen Einflußkreises. Auch durch das Siegeln wird die Lebensherrschaft ausgedehnt; der sachliche Zweck hat wieder eine ideelle Wirkung im Gefolge.

Dagegen fehlt den um den Hals getragenen Gegenständen in der Regel solch' ein Zweck, ihre Bedeutung bleibt an das Einzelstück gebunden. Hin und wieder sind auch sie zum Siegeln verwendbar, aber diese Möglichkeit ist nebensächlich. Sie sind ausgesprochen „magisch" gemeint, als Schutz- und Abwehrmittel. Ihre Verwendung ist nicht ungefährlich, da die Verwechslung dessen, was die Abwehr wirkt, des Zeichens also, mit dem Gegenstande, der es zeigt, nur allzu nahe liegt.

Die Formen dieser *Anhänger* sind mannigfach. Meist sind es kleine Platten, rund, vier- oder mehreckig. Ihr Flächenumfang übertrifft, dem Zweck entsprechend, den der Siegelsteine. In vertiefter, manchmal auch erhabener Arbeit wird das Zeichen sichtbar.

Es besteht auch ein Bedürfnis nach Gegenständen, deren stoffliche Schwere deutlicher fühlbar ist. Dem entsprechen

Stücke, wie der walzenförmige, an den Seiten abgeschrägte Bergkristall, dem ein Vogel mit dem Kranz im Schnabel eingegraben ist[144]. Plastische Dinge aber, vor allem Fische in Bronze, Glas, Amethyst oder anderem Stein, erweisen sich als noch geeigneter. —

Unter den christlichen Schmuckarbeitern stehen die Gemmenschneider voran. Ihre Arbeit hat den strengsten, einheitlichsten Stil. Die anderen sind mit mehr oder weniger Sorgfalt und Begabung tätig; sie machen die Dinge, so gut es geht, Form und Zeichen tragen die Spur des Unmittelbaren, der lebendigen Hand.

Freiheit, Eigenart und Handschrift haben aber auf dem winzigen Flächenraum der Siegelsteine nur geringe Möglichkeiten der Entfaltung. Die ungewöhnliche Enge ihrer Grenzen nötigt zu größter Sachlichkeit und Schärfe. Die Hand, die hier, im harten Stein, klar lesbare Zeichen bilden will, muß über große Zucht und Sicherheit verfügen.

Hier geht es um das Letzte, die Substanz der Zeichen; alles Nebensächliche fällt von selber. Die Sorgfalt, Sauberkeit, Bestimmtheit der oft spitzig wirkenden Formen auf den Siegelsteinen ist unmittelbares Ergebnis einer mühsam-peinlichen Arbeitsweise.

Bei aller Trockenheit des Stils und aller Geduld der Technik ist den christlichen Steinen eine — begrifflich kaum zu fassende — Lichtheit eigen, die der „Heiterkeit" der Bilder in den Grabkammern, der Inschriften, auch der bildnerischen Arbeit aufs engste verwandt ist. Daß sie im Bewußtsein ihrer Träger Freude wirken, ist verständlich. Die scheinbar gewaltsame Raumverengung und Unscheinbarkeit des Zeichens ist kein Mangel, sondern eher Vorzug. —

Auch für die am Körper selbst getragenen Dinge kommt nur eine Auswahl der vorhandenen Zeichen in Betracht. Diese

ergibt sich ganz von selber, ohne im einzelnen klar ersichtliche Gründe. Beansprucht wird der Sinnbildschatz der Gräberplatten, wie der Malereien. Einiges tritt neu hinzu.

Naturgemäß wählt man am liebsten eine einfache Zeichnung, Anker, Palme, Lebensbaum, den Seelenvogel, die Taube auf dem Rand der Wasserschale, vor allem wiederum den Fisch und öfter noch das Christusmonogramm. Doch auch menschliche Figuren sind nicht selten, so der Gute Hirte und der Orans, und Figurengruppen, wie die Lazaruserweckung, die Taufe, der Daniel mit den Löwen, ja selbst die Magieranbetung und der Einzug in Jerusalem.

Die Gemmenschneider wagen auch neue Motivverbindungen. Sie verknüpfen Kreuz und Anker, legen ein Fischlein in leichter S-Biegung über den Ankerschaft, bringen oben einen Vogel an mit einem Zweig im Schnabel . Auch bilden sie zum erstenmal das flache Lämpchen ab, mit der still brennenden, unverlöschlichen Flamme.

Mitunter sind begleitende Worte beigefügt. Dem Fischsymbol z. B. ein — gewiß recht überflüssiges — ΙΧΘΥϹ. Meist aber sind es die gleichen Wunsch- und Segensformeln, die man den Toten auf die Platte schreibt.

IX.

FOLGERUNGEN

Erstaunlich, in gewissem Sinne sogar einzigartig, ist in äußerer Hinsicht an der Katakombenwelt nur ihre Raumausdehnung, und die unter denkbar schwierigen Verhältnissen erfolgte Arbeitsleistung[145]. Sonst imponiert sie nicht, im Gegenteil: vom Kunstbewertungsstandpunkt läßt sich nahezu alles gegen sie sagen.

Die mangelnde „Originalität" der Formgedanken, die zahllosen Fälle skrupelloser Ent- und Anlehnung beweisen Schwäche des Gestaltungstriebes. Zu einer „primitiven Kunstkultur", zu einer „ersten christlichen Volkskunst" fehlt jene Stilgeschlossenheit, die nur Ergebnis eines strafferen Seelenstandes, wie auch festerer Weltverhältnisse sein kann.

Das Unzulängliche scheint hier geradezu Gesetz zu sein. Die durchschnittliche Stufe des Könnens ist höchst bescheiden, von einem Wertgefühl kann kaum die Rede sein. Immer wird gearbeitet, so gut oder schlecht es gehen will. Das Dilettantenwerk hat gleiches Recht wie das des zünftigen Handwerkers, oder — falls er wirklich einmal in Erscheinung tritt — des Künstlers.

Im Rahmen der Geschichte ist der freie, fließende, stillose Stil der Christensekte offenbar das Ende. In der „christlichen

Antike“[146] tritt die Selbstauflösung des Klassischen in das letzte Stadium, erreicht die Kunstentartung ihren Gipfel. Ob deshalb überhaupt noch „Stil“ und „Kunst“ hier vorliegt, ist sehr zweifelhaft.

Unzweifelhaft nur ist die Wichtigkeit der Katakombenkunst im Hinblick auf die Folgezeit. In dieser Hinsicht gleicht sie einem Samenkorn, das, selber ungestaltet, doch schon die Möglichkeiten künftiger Gestaltung in sich birgt. So wird also ihre dürftige Erscheinung erst durch die Leistung späterer, kunstsicherer Jahrhunderte entschuldbar gemacht.

*

So liegt der Fall, von außen betrachtet; sachlich läßt sich garnichts einwenden. Nur darf gefragt werden, ob damit ernsthaft etwas ausgesagt ist, ja ob von dieser Seite überhaupt Aussagen möglich sind, die an den Kern der Sache führen.

Es wäre eine allzu billige Ausflucht, an diesem Punkt etwa der theologischen Betrachtung ein Urteilsvorrecht vor der reinen Kunstbewertung einzuräumen. Das theologische Interesse ist naturgemäß gerichtet und beschränkt auf inhaltliche Aussagen. Die Formbedeutung, der organische Zusammenhang des Innen mit dem Außen pflegt ihr zu entgehen[147].

Immerhin wird dort geahnt, wenn nicht begriffen, daß mindestens in jener Katakombenzeit etwas Beispielloses vorgeht. Die naturgemäße innere Beteiligung, sowie die inhaltlichen Aussagen und die Kenntnis anderer, ergänzender Zeugnisse ermöglichen dies.

Darin mag ein Vorzug liegen vor der rein ästhetischen und stilkritischen Betrachtungsweise[148]. Nur eben bleibt die Sprache

Guter Hirt, Statuette (ohne Ergänzungen)

der Formen und auch Farben selber unverstanden, ihre auf keine andere Weise ersetzbare Mitteilungskraft. Ob und in welchem Grade das mit „Kunst" zu tun hat, ist nebensächlich. Jedenfalls gibt es keinen angemesseneren und insofern auch vollkommeneren Ausdruck dessen, was damals kundzumachen war.

Wenn auch die sichtbare Form, in der die christliche Haltung sich abprägt und von der sie bewahrt wird, *paradox* ist, so ist dies nicht besonders wunderlich. Und ein Nichts ist diese Form, gemessen an den Riesenleistungen der Oberwelt: Thermen, Kolosseen, Aquädukten. Verzichten müssend und verzichten wollend auf alles, was groß macht vor den Augen der Welt, kunstfern, unbeachtet, ja mißachtet.

Brüchiger, kranker, verworfener Stoff, geistentleerte, rohe Formen sind gerade das Rechte; unten, tief in Sumpf und Abwurf setzt das Neue an. Nur Unvollkommenes, mit dem Makel der Lichtscheu, äußerster Armut Behaftetes konnte Gleichnis werden für das christliche Geheimnis.

Aus der Freiheit von Voraussetzung und Anspruch, simplen Zwecken zuliebe, aus unschuldigen Händen gestaltet sich das Gleichnis. Als Ergebnis ist es, gerade bei Verzicht auf große oder sonderliche Mittel, unbegreiflich wie die Macht, die aus Machtlosigkeit geboren wird.

Es kündet jenen absoluten „Anfang", der keinem Anfang vorher, keinem nachher zu vergleichen ist; die Jugendkraft, die jugendlicher ist als alles „Archaische"; die Freudenfülle, der gegenüber griechische Heiterkeit ein Schatten bleibt; den Frieden: das schlechthinige In-Ordnung-Sein. Zuhöchst und insgesamt das „Leben", das ewig wirkende und gegenwärtige, jenseits aller Problematik, alles Wandels der Materie.

*

Die Katakomben sind der Ort, wo das Entscheidende klar, mit Händen greifbar vorliegt. Es gibt keine zweite Stelle in der Welt, wo durch Anschauung derart unzweideutig erfahren werden könnte, was es mit den Ersten Christen war. Es gibt keinen Ort, der, christlich betrachtet, wichtiger wäre, sofern als „christlich" jene rätselhafte Bewegung verstanden wird, die mit der Kyrios-Erfahrung anhebt.

ANMERKUNGEN

Genaue Angaben über hier abgekürzt genannte Werke s. u. „Literatur".

ZUM I. ABSCHNITT (GEMEINDEZEIT)

[1] Es handelt sich bekanntlich im ersten Fall vor allem um Stoiker, z. B. Seneka, Epiktet, Plinius, im zweiten um die synkretistischen Mysterienreligionen: Kulte des Mithra, Osiris, Orpheus, der Isis, Demeter, Kybele, Magna mater v. Pessinus u. a., die besonders stark seit dem 2. Jh. n. Chr. in Rom Eingang finden.

[2] Unter Tiberius und Claudius (vgl. Sueton „Tiber.", 36 u. „Claud." 25).

[3] Die bekannten, schon seit Nero umlaufenden Beschuldigungen: „Haß gegen das menschliche Geschlecht" (Tac., Ann. 15), später: unnatürliche Ausschweifungen u. ä. (vgl..Minuc. Felix, Dial. Octav. 9, 1—6; 10, 2).

[4] Spenglerscher Begriff (U. d. A.). — Auch an das „Höhlengefühl" des mag. Menschen darf im Zshg. gerade des vorlieg. Buches erinnert werden.

[5] Vgl. Tertull., Apol. 39.

[6] Dies: als „religio licita" (erlaubte Religion) zu gelten, war ein altes Vorrecht und hatte auch nach der Rückkehr in die Hauptstadt (54 n. Chr.) und selbst nach dem Palästinafeldzug weitere Geltung.

[7] Opferzwang unter Trajan (Reskript an Plinius d. J.), Opfergesetz unter Decius.

[8] In den Staatsmaßnahmen sah man ein Werk der Dämonen, vgl. z. B. Just., 2. Apol. 1: „Die bösen Dämonen suchen uns zu töten, weil sie uns hassen, und weil sie entsprechende Richter als Werkzeuge u. Diener finden." Das Bewähren war die christliche Form des Kampfes, militärische Gleichnisbegriffe sind den Christen höchst geläufig.

[9] Nähere Beschreibung des Verlaufs der einzelnen Christenverfolgungen in Kraus, R.-E.; Marucchi, Handb.; Kaufmann, Handb. Arch.; Achelis, Chrt. u. a. w.

[10] Vgl. z. B. Mt 24, 16; Mt 26, 56.

[11] Der Abfall nahm besonders während der Verfolgung unter Decius bedrohliche Formen an.

[12] Br. an d. Röm. 4, 1. Hier und an anderen Stellen seiner Briefe kommt die frühchristl. Martyrergesinnung wohl am reinsten und leidenschaftlichsten zum Ausdruck.

[13] Vgl. Br. an Diognet 5, 12: . . . „sie werden getötet und dadurch lebendig gemacht" u. ä.

[14] Uninteressiert, tolerant oder christenfreundlich sind: Vespasian, Nerva, Commodus, Alex. Severus, Gallienus, Aurelian, Probus.

[15] Dies prägt sich aus in der Opferformel „Kyrios Kaisar" und der Glaubensformel „Kyrios Christos".

[16] Ursprüngl. als *Coemeterien* (KOIMHTHPION, Ruhestätte) bezeichnet. Die frühere Überschätzung der Zufluchtsbedeutung der Katakomben, die sich bis heute in der Vorstellung der Allgemeinheit festgesetzt hat, ist neuerdings durch eine Unterschätzung abgelöst worden; das Richtige wird in der Mitte liegen.

[17] Hin und wieder ist dies wirklich vorgekommen, vor allem seit Valerian. Auch zeigen Nebenkorridore, wie die Christen später mit der Fortsetzung der Hetze in den Gruftbezirken rechnen, deren Vorhandensein dem Staat natürlich längst bekannt geworden bzw. unschwer in Erfahrung zu bringen war. Der Bischof Sixtus II. ist mit seinen Diakonen mitten in der Feier von Soldaten überrascht und ermordet worden (vgl. Cypr., Epist. 82).

[18] Vgl. die bekannten Stücke d. „Apostellehre" (Didache) 9, 2 ff., 10.

[19] Dies geschieht in Form einer Entwicklung, im Lauf des 2. Jh.; der „monarchische Episkopat" in Rom seit etwa 160 feststellbar.

[20] Entstehung der stark auf „höhere Erkenntnis" eingestellten theosophisch-mystischen Bewegung seit Anf. 2. Jh., wenn nicht früher.

[21] Beides vollzieht sich Ende 2. Jh.

[22] Um die Mitte 3. Jh. entstehen die Ämter der Subdiakonen, Akoluthen (persönl. Boten d. Bischofs), Exorzisten (Dämonenbeschwörer), Lektoren (Schriftvorleser), Ostiarier (Türsteher).

[23] Kirche also ist schon lange vor Konstantin, gewissermaßen im Mantel der unterdrückten Gemeinde vorhanden; ihre Macht liegt darin, daß sie noch keine Macht hat.

[24] Die große diokletianische Verfolgung.

ZUM II. ABSCHNITT (LEBEN)

[25] Zur sinnbildlichen „Sichtbarkeit" gehören nicht zuletzt auch die Inschriften, die den „Gedankengang" überwältigend klar beweisen; ihre Aussage ist nach Kaufmann (Handb. Epigr., S. 132) „das Rückgrat der gesamten monumentalen Theologie", d. h. der aus den erhaltenen Zeugnissen ablesbaren Glaubensvorstellungen.

[26] Der Dämonenglaube ist in der Spätantike (auch im Judentum) allgemein verbreitet und grundlegend für das Denken der christlichen Frühzeit; Justin zeigt ihn in stärkster Ausbildung. Vgl. vor allem Weinel, Wirkungen; Alfr. Seeberg, Christi Person u. Werk; Achelis, Chrt. S. 77ff. — Weiteres dazu in Anm. 8, im V. Abschn. (Zeichen) u. im VIII. Abschn. (Gegenstände: Schmuck).

[27] 2. Clem.-Brief 1, 6 u. aw. ähnlich. (Vgl. auch Röm 6, 13; 2. Kor. 1, 10; 1. Joh. 3, 14 usw.)

[28] 2. Kor. 5, 1.

[29] Matth. 18, 20.

[30] Röm. 6, 4; Kol. 2, 12.

[31] Daß der meist als „Friede" bezeichnete Lebendigkeitszustand absolut gemeint ist, d. h. sich sowohl auf das christliche Diesseits, als auch die jenseitige Herrlichkeit bezieht, bezeugen Inschriftformeln wie: „vixit in pace" (*lebte* im Frieden) und „recessit a saeculo, ingressa in pacem" (schied von der Welt und ist in den Frieden eingegangen). Ähnlich das „ΖΩΜΕΝ ΈΝ ΘΕΩ (wir leben in Gott), das den Überlebenden (Claudius Philota) mit dem Toten, dem „heißgeliebten Bruder Theodorus" verknüpft; vgl. Kaufmann, Handb. Epigr., Bild 138.

[32] Griech. ΉΜΕΡΑ ΓΕΝΕΘΛΙΟΣ (Epist. eccl. Smyrn. de mart. Polycr. 18); vgl. auch den in Ägypten gebräuchlichen Begriff ΒΙΩΣΑΙ (sterben =) zum Leben erwachen. Belege bei Kraus, R.-E. („Natalis"). Die wichtigsten sind zwei Inschriften: „Sanctis Martyribus Tiburtio Baleriano et Maximo, quorum natales est XVIII Kal. Maias" und „Parentes filio Mercurio fecerunt, qui vixit ann. V et menses VIII, natus in pace Id. Febr." (Den heil. Martyrern Tib. Valerianus u. Maximus, deren ‚Geburtstag' am 18. d. Kalenden d. Mai ist"; „Ihrem Sohn Mercurius haben die Eltern den Grabstein gesetzt; er lebte 5 J. u. 8 Mon. und ‚wurde geboren' im Frieden an den Iden d. Februar"). Von Gewicht auch Tertull., de cor. 3: „oblationes pro defunctis pro natalitiis annua die facimus", und Ambros., serm. de depos. Euseb.: „. . . unde et depositionis ipsa dies natalis dicitur, quod debitorum carcere liberati libertati nascimur salvatoris" (Am Jahrestage machen wir Geschenke an Stelle der Geburtstagsgaben für die Abgeschiedenen; . . . woher auch der Bestattungstag selbst Geburtstag heißt, weil wir, die aus der Schuldhaft Befreiten, für die Freiheit des Erlösers geboren werden").

[33] Totengebet, bei Muratori, Liturg. Rom. vet. I, 751. Der unmittelbar mit dem Tod erfolgende Eingang in die Herrlichkeit hat auch eine evangelische Stütze: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein" (Luk. 23, 43).

[34] Dies auch von katholischen Forschern, wie Marucchi (Handb. S. 324, Anm. 2) zugestanden, freilich ohne entsprechende Folgerungen zu ziehen. Einzelheiten bei Kaufm., Handb. Epigr. S. 206ff.

[35] So bereits in dem vermutlich ältesten, vor 150 in Rom vorhandenen Taufbekenntnis (regula fidei): . . . ΕΙΣ ΠΝΕΥΜΑ ΑΓΙΟΝ, ΑΓΙΑΝ ΕΚΚΛΗΣΙΑΝ, ΑΦΕΣΙΝ ΑΜΑΡΤΙΩΝ, ΣΑΡΚΟΣ ΑΝΑΣΤΑΣΙΝ (Lietzmann, Symbole d. Alt. Kirche, 1914, S. 10; „an einen hl. Geist, eine hl. Kirche, eine Sündenvergebung, eine Fleischesauferstehung").

[36] Sogar das hellenistischer Juden, vor allem Philos; ΓΝΩΣΙΣ (Gotteserkenntnis) und ΖΩΗ (Ewigkeitsleben) sind schon hier als religiöse Hauptbegriffe formuliert.

ZUM III. ABSCHNITT (DIE STADT)

[37] Neben dem Verbrennen war zu Rom — in großem Umfang — wieder das Begraben und die Sarkophagbestattung eingebürgert. Das Verbrennen galt auch bei den Juden für unmöglich; daraus erklärt sich das Vorhandensein von 4 (6) jüdischen Katakomben, die im einzelnen den christlichen höchst verwandt, doch an Ausdehnung nicht von ferne mit ihnen vergleichbar sind.

[38] Daß Auferstehungsgläubige sich freilich dadurch nicht beirren lassen, selbst wenn, wie es in Südfrankreich geschah, die Asche der verbrannten Martyrer in den Fluß gestreut wurde, zeigt Euseb., Kirch.-Gesch. 5, 1 ff.

[39] Nur zwei Stelen (cippus) weisen einigermaßen sicher auf das Vorhandensein alter oberirdischer (sub divo) Begräbnisplätze. Der der Licinia Amias mit der berühmten Aufschrift ΙΧΘΥϹ ΖΩΝΤΩΝ (Fisch der Lebendigen) im Kircher-Mus.; er ist sehr alt und stammt vom Vatikan. Cömeterium. Der andere eines Kindes, gefunden beim Grabmal der Cäc. Metella, stammt vom beginnenden 2. Jh. und befindet sich im Lateran. Vgl. Kaufmann. Handb. Epigr., S. 17 ff.; dort auch weitere Liter.-Ang. — Als Richtschnur ist festzuhalten, daß - - - mitbedingt natürlich auch durch politische Verhältnisse — die Form des oberirdischen Friedhofs, bzw. oberirdischer Grabbauten für den Osten und Griechenland charakteristisch sind. Ausnahmen kommen auch dort vor, vgl. Übers. „Außerröm. Katak.".

[40] So genannt wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Taubenschlag.

[41] Die bekannten, nach den Inhalten ihrer Wandbemalung sog. „Sakramentskapellen" in der Callistuskatakombe (Taf. 2) z. B. geben von der Form solcher Familiengrüfte eine anschauliche Vorstellung.

[42] Die Baufähigkeit des römischen Tuffsteins war natürlich lange vorher schon erprobt — um eine „christliche Entdeckung" kann es sich in keinem Falle handeln. Nur fehlte vorher der Anlaß, die Baufähigkeit in großem Maßstab auszuproben.

[43] Der Vorzug, dies Prinzip entdeckt zu haben, gebührt M. St. de Rossi (Analisi, im 1. Bd. der „Roma sotterranea" s. Bruders G. B. de Rossi).

[44] In Corneto, Chiusi, Cervetri, Vulci u. a. etruskischen Orten; von den ägyptischen Königsgräbern hat man sicher in Rom gewußt.

[45] Sie sind — schon seit dem 2. Jh. — oft an den Wänden mit ihrem Werkzeug, der Spitzhacke, dargestellt und später sogar unter die niederen Kleriker aufgenommen worden.

[46] Beispiel: 1. Region (area) d. Callist.-Katak. (Abb. bei v. Sybel, Chr. Ant., S. 116 u. aw.).

[47] Vgl. Grundriß auf Taf. 29 b.

[48] Diese sind „spezifisch christliche" Leistung, d. h. anderswo nicht nachweisbar.

[49] Dadurch entstehen neue Bemalungsflächen: Wölbungsbogen und Lünette an der Hinterwand. — Vereinzelt kommt auch die (ältere) Form des *Tisch-* oder *Mensalgrabes* mit tieferer, rechteck. Nische vor, das durchschnittl. 6 Grabstellen enthält.

[50] Die Sarkophagform des Altars hat die des Tischs bis heute zu verdrängen vermocht.

[51] Solche Geräte aus der Gemeindezeit haben sich kaum erhalten; immerhin darf von den im Vatikan u. aw. befindlichen Beispielen aus auf die ursprüngliche Form geschlossen werden.

[52] Ihr Grundriß ist im Lauf der Zeit wesentlich bereichert worden.

[53] Bekanntes Beisp. die Nekrop. v. El Bagauat in Ob.-Ägypten, abgeb. u. a. bei Wulff, Altchr. K., Abb. 19; dort auch nähere Angaben und Hinweise (S. 18 ff.).

[54] Daß von den oberirdisch vorhanden gewesenen Bauten nichts erhalten blieb, ist sicherlich nicht ohne tieferen Sinn: in ihnen hat die frühchristliche Seele sich einen höchstens sekundären Ausdruck schaffen können, da ihr entscheidender Schwerpunkt unten lag. Infolgedessen kann das Problem der Ursprungsform der Basilika, das so viele Gemüter erregt hat, im wesentlichen nur „entwicklungsgeschichtliche" Bedeutung haben. — Sicher ist nur, daß vor allem in der langen „Friedenszeit" bis zur Verfolgung Diokletians zahlreiche kirchliche Gebäude — allerdings vermutlich nur bescheidenen Umfangs — errichtet worden sind.

ZUM IV. ABSCHNITT (INSCHRIFTEN)

[55] Sog. Dipinti, in Rot oder Rußfarbe.

[56] Vgl. die Formeln in Anm. 36.

[57] Anschauliche Schilderung einer solchen bei Wilpert, Maler., Bd. I, S. 514 f.; nur die Annahme, daß nach dem Gebet am Grabe „in irgend-

einer Cella oberhalb der Katakomben" das Mahl gefeiert werde, erscheint als willkürlich. Marucchi (Handb., S. 124f.) räumt die Möglichkeit ein, daß die Mahlfeier „in den kleinen Katakombenkapellen" selbst begangen wurde.

[58] Tabellen der gebräuchlichsten Abkürzungen bei Kraus, R.-E. („Abbreviaturen"), Kaufmann, Handb. Epigr., S. 39f. u. aw.

[59] Die übliche Bewertung sieht (sofern sie sich überhaupt mit der formalen Seite der Inschriften befaßt) alles umgekehrt: „es lag nicht im Vermögen des Urchristentums, auf diesem Gebiete Neues zu schaffen, und vom künstlerischen und ästhetischen Standpunkt aus genommen, hätten die paganen Vorbilder auch niemals übertroffen werden können", — so selbst Kaufmann, ebd., S. 14.

[60] Ihr Text mit Schriftproben ebd., S. 341ff. u. aw.

[61] Kaufmannsche Prägungen von allgemeiner Geltung ebd., S. 27 u. 338.

ZUM V. ABSCHNITT (ZEICHEN)

[62] Solche Ausnahmen sind z. B.: das Hakenkreuz in S. Sebastian und S. Petrus und Marcell., das + in Nunciatella (Wilp., Mal., Taf. 74), das ☧ im Coem. majus u. a.

[63] Innerhalb des Zeilenkörpers wird das kleine Epheublatt verwendet, oder auch ein Sternchen oder Palmzweig.

[64] Infolge des Übergewichts der sozialen Unterstufen darf durchaus mit diesen gerechnet werden.

[65] Für die Zeichen auf Schmuckgegenständen mögen solche Gründe in Betracht kommen, vgl. VIII. Abschn., 4.

[66] Vgl. u. a. Achelis, Chrt., S. 78.

[67] Justin, Dial. m. d. Jud. Thryphon 85, 2: „Es erbeben die Dämonen vor seinem gewaltigen Namen", 2. Apol. 7: . . . „während sie (die Dämonen) jetzt schon von Menschen durch den Namen Jesus Christus überwunden werden", u. aw.

[68] Über dessen ausgedehnten Gebrauch im täglichen Leben vgl. Tertull., de cor. 3.

[69] Diese auf den ersten Blick befremdlich wirkende Gedankenfolge ergibt sich folgerecht aus der ausgebreiteten „Dämonologie" des frühen Christentums.

[70] Freilich wird das gerade dem italischen Menschen eingeborene natürliche Formgefühl auch sehr viele „Laien" befähigt haben, solche Zeichen selber herzustellen.

[71] Es gibt nur wenige Ausnahmen, so vor allem auf der bekannten klassischen Inschrift der Rufina; vgl. auch Anm. 62. — Das Kreuz als festes christl. Symbol setzt sich erst im 5. Jh. durch.

[72] Über weitere Spielarten vgl. Marucchi, a. a. O., S. 219.

[73] Die Frage entspringt einer Grundhaltung des Glaubens, vgl. auch Luther (Weim. Ausg. III, S. 560, 35 f.): „omnis creatura visibilis est parabola et plena mystica eruditione", alles Kreatürliche ist ein sichtbares Gleichnis und voll geheimen Hinweises.

[74] Zugrunde liegt Ps. 23, 2 u. 3, u. Joh. 4, 14. Vgl. Wilpert, a. a. O., Bd. I, S. 423 ff. m. Liter.-Angaben. Refrigerius (a) auch als Vorname üblich.

[75] Luk. 24, 42 f.

[76] Tertull., de bapt. I: „. . . nos pisciculi sumus secundum ΙΧΘΥΝ nostrum Jesum Christum", wir sind die Fischlein nahe bei (oder gemäß) unserem „Fisch" Jesus Christus.

[77] Ähnlich auch der Pfau, das Bild der Unverweslichkeit, der lieber gemalt wird. — Im übrigen gibt es für keins der hier berührten Sinnbilder — es sind nur die wichtigsten! — ein festes Formenschema.

[78] Nähere Hinweise erübrigen sich also, besonders da die betr. Motive im wesentlichen in den Abschn. VI u. VII zur Sprache kommen.

[79] Die Werkzeuge auf Inschr. Nr. IV, 27 d. Later.-Mus. beweisen übrigens, daß diese Zeichen auch für Frauen — wohl die Ehefrauen derer, die den Beruf ausüben — gelten können.

[80] Vgl. Br. an Philemon.

[81] Ob ein weiteres Durcharbeiten der höchst umfangreichen Dokumentenmasse in dieser Hinsicht größere Klärung erhoffen ließe, ist zweifelhaft, zumal die Willkür oder Freiheit der Verwendung gerade auch zum Stil der Zeichen gehört.

ZUM VI. ABSCHNITT (MALEREIEN)

[82] Hin und wieder sind auch von den Gängen („Galerien") aus Lichtschächte („Luminarien") durchgebrochen. Übrigens ist die Mannigfaltigkeit nach jeder Hinsicht in den Katakomben derart groß, daß im Grunde keine Form einer anderen gleicht.

[83] Vgl. P. Landau, Antikes Gartenglück, Berl. 26.

[84] Z. spätant. Impressionismus („4. pompejan. Stil") vgl. z. B. Woermann, Gesch. d. K. all. Zeit. u. Völk., 1915, Bd. I, S. 495.

[85] Infolgedessen wird eine besondere Zubereitung der Fläche erforderlich. Bis ins 3. Jh. sind in der Regel zwei Schichten üblich: Puzzolanerde mit Kalk, und Kalk mit Marmorstaub; doch genügt als 2. Schicht auch schon einfache Kalktünche. Vgl. Wilpert, a. a. O., Bd. I, S. 5.

[86] Zum Laubensystem als Grundlage christl. Grabkammerausmalungen — vor allem der Decken — vgl. v. Sybel, a. a. O., Bd. I, S. 166, 169, 176, 178 usw. — Die hier folgende Übersicht, die sich auf Wichtigstes beschränkt, soll nicht etwa „Motiventwicklung" zeigen, die im übrigen höchsten in Grundzügen feststellbar ist. Sie versucht vielmehr nur, die Bildinhalte sinnvoll auszubreiten. Die einzelnen Motivgruppen wachsen natürlich nebeneinander, und zwar sicher nicht im gleichen Tempo. — Chronologie der bemalten Grabstätten bei Wilp., Bd. I, 1. Beil., S. 541ff.

[87] Die Idee des logos spermatikos ist stoisch; bezogen auf den christlichen Logos, hat sie im Denken Justins eine wichtige Rolle, vgl. 2. Apol., 7, 13 usw.

[88] Auf solche Weise kommt es zu einem ausgesprochen *christlichen Impressionismus;* der Unterschied ist sein symbolischer Dienst, im Gegensatz zum Heidnischen, der sich in der Sinnlichkeit als solcher (höchstenfalls in deren pantheistischer Ausdeutung) erschöpft.

[89] Dementsprechend gelten als „Propheten": Abraham, Noa, Mose, Josua, Salomo u. a. Vgl. z. B. Justin, Dial. m. d. Jud. Tryph. 87, 3, 4.

[90] Häufig dargestellte Figur; das Symbolische tritt schon an ihrer jugendlichen Bartlosigkeit hervor.

[91] Matth. 12, 40.

[92] Jona ist die am liebsten gemalte biblische Gestalt und noch in etwa 130 Beispielen nachweisbar.

[93] ΠΡΟΙΔΟΥΣΑ Ἡ ΓΡΑΦΗ (Gal. 3, 8).

[94] Vgl. W. Lueken in „D. Schriften d. N. T." (hrsg. v. Bousset und Heitmüller, 1917, S. 381): „‚Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre' (1. Joh. 3, 8). Die ganzen Evangelien lesen sich wie eine Ausführung dieses Satzes, wie eine Beschreibung des Siegeszuges Jesu durch das Reich der Dämonen."

[95] Über das johanneische Bildmotiv vgl. v. Sybel, a. a. O., Bd. I, S. 225.

[96] Vor allem von den Bildhauern dargestellt; das Wunder wird angedeutet durch am Boden stehende Gefäße, die der Zauberstab berührt.

[97] Das bekannte Rieglsche Prinzip („D. spätröm. Kunstindustrie" . . ., 1901) bestätigt sich also auch hier.

[98] Phil. 2, 7f.

[99] Dementsprechend sind die frühesten „Christustypen" entstanden: der mit kurzgeschorenem, lockig-kurzem oder halblangem Haar, der bärtige usw.; vgl. v. Sybel, a. a. O., Bd. I. 281f.; Jos. Sauer, D. ältesten Christusbilder (Berl., o. J.) usw. Der der Christusdarstellung der späteren Jahrhunderte bis heute zugrunde liegende bärtige Typus mit wallendgescheiteltem Haar entsteht bekanntlich erst um 400, also rund hundert

Jahre nach der Gemeindezeit; vermutlich frühestes Beisp. in S. Petrus und Marcellinus.

[100] Matth. 14, 13ff., 15, 32ff.; Mark. 6, 30ff., 8, 1ff.; Luk. 9, 10ff.; Joh. 6, 1ff.

[101] Damit wird der Streit, ob es sich um Eucharistie, Agape (getrennt gefeiert, bis ins 4. Jh.) oder gar Gedächtnismahl handelt, gegenstandslos. Darstellung bestimmter Szenen, wie des Hochzeitspaars auf dem Orantenbilde (Wilp., Taf. 79, hier u. aw. als „gottgeweihte Jungfrau" ausgelegt) oder der Totenmahlzeit mit den Beischriften (Wilp., Taf. 157, 1 u. 2) gehören der Spätzeit an, sind also schon „Verfall".

[102] Hauptvertreter dieser Deutung des „Oranten" v. Sybel (a. a. O. I, S. 255ff.), im Gegensatz zu denen, die hier ein Bitten oder Beten — daher der Name, orans — sehen. Allerdings ist seine Motivierung anders.

[103] Vgl. ebd., S. 240 u. des gl. Verf. gleichnamige Schrift.

[104] Daß es in solchem Maße zündend wirken konnte, mag auch mitbedingt sein durch die starke „bukolische", d. h. zum Ländlichen strebende Neigung des Zeitalters.

[105] Luk. 15, 5.

[106] Ältere, bärtige Hirtentypen finden sich auf Riefelsarkophagen.

[107] Statt Böcken auch Schweine, vgl. Wilp., Taf. 51, 1. — Später kommen sogar unzweideutige „Gerichtsscenen" vor.

[108] Nicht selten ist die heitere Farbenwirkung als Erbteil des antiken Wesens ausgelegt worden, d. h. zurückgeführt auf Lebenslust und Todesfurcht(!) des weltlichen Menschen. Auch das fehlende Kreuz und die ausdruckslose Art der Passionsdarstellungen hat man daraus zu erklären gesucht. Es gibt kein gröberes Mißverständnis der frühen Christenkunst.

[109] Infolgedessen bleiben alle, auch technisch vollkommenste Abbildungen leblos und im wesentlichen nur ikonographisch wichtig.

ZUM VII. ABSCHNITT (BILDWERKE)

[110] Die im Lateran befindliche (stark ergänzte: s. Abb. S. 129) Statuette entstammt etwa der Mitte des 3. Jh. Ihre — freilich nur vor dem Original erfahrbare — überwältigend-unmittelbare Jugendlichkeit macht sie zum Symbol frühchristlichen Wesens überhaupt. Abb. verwandter Beisp. bei Wulff, a. a. O., S. 148.

[111] Also um die Wende v. 3. zum 4. Jh., als man die christliche Lage schon für gesichert hielt.

[112] Eine Bemerkung in dem wesentlich früheren, in Rom geschriebenen „Hirt" d. Hermas (8. Gleichn., 9) scheint auf die „Sarkophag-Christen" der Spätzeit geradezu gemünzt zu sein: . . . „die zwar zum Glauben, aber

auch zu Reichtum gelangt sind und hohes Ansehen bei den Heiden genießen; sie sind (infolgedessen) sehr hochfahrend und überheblich geworden" usw.

[113] Dies hatte sich inzwischen eingebürgert. Das wachsende Bedürfnis, „apud sanctos" zur Ruhe zu gelangen (d. h. in vornehmerer, zugleich dem Heil der Seele nützlicherer Umgebung), hat in zahllosen Fällen zu rücksichtsloser Zerstörung der Malereien geführt, mit denen die freien Wandflächen überzogen waren.

[114] Noch heute dort als „Armengräber" bezeichnet.

[115] Baldachingräber vielfach durch Steingitter (transennae) abgesperrt. Beispiele, auch für Rundkapellen, vor allem in Syracus, S. Giovanni. Vgl. Führer u. Schultze, Altchr. Grabstätten a. Sizilien (Berl. 07), u. Abb. 25 bis 27 in Wulff, a. a. O.

[116] Nur wenige Beispiele sind erhalten, vgl. Kaufmann, Handb. Epigr., Bild 8—11 und Marucchi, a. a. O., Fig. 178.

[117] Vgl. Wulff, a. a. O., Abb. 27.

[118] Dies wird der Grund sein, weshalb gerade diese Sarkophage auch noch später gern beansprucht werden.

[119] Sie ist in der Regel auffallend derb, wenn nicht roh, wenigstens bei den römischen Beispielen.

[120] Vgl. Later.-Sark. Nr. 119 und Sark. d. Samml. Ny-Carlsberg, Kopenhagen.

[121] Z. B. der bekannte zweizonige Sark. des Jun. Bassus (Mitte 4. Jh.).

[122] Z. B. Later.-Sark. Nr. 104, 164.

[123] Z. B. Later.-Sark. Nr. 151, 171.

[124] Ein solcher wird der Meister des Bassus-Sark. gewesen sein.

[125] Verwendet, um Tiefen herauszuholen; Spuren desselben an jedem frühchristl. Bildwerk, vor allem im Haargelock, Gesicht usw. — Der Arbeitsvorgang selbst ist auf der Grabplatte des Bildhauers Eutropus dargestellt, vgl. Abb. 103 in Marucchi, a. a. O. u. aw.

ZUM VIII. ABSCHNITT (GEGENSTÄNDE)

[126] Das wichtigste abgebildet bei Perret, Catacombes, Bd. IV (vorbildliche Steinzeichnungen). — Die sog. „Blutampullen" enthalten den Bodensatz vom „Abendmahlswein, der die Toten gegen die Dämonen schützen sollte" (Heußi, Komp. d. Kirch.-Gesch., 09, § 20, Anm. 14.

[127] Bekanntes Beisp. in Florenz, Uffiz., mit der Beischrift: „Dominus legem dat Valerio Severo — Eutropi vivas".

[128] Diese kann durch Parallelführung im Innenfeld und sonstige einfache Schmuckmotive noch wesentlich verstärkt werden.

[129] Die sog. Pentekoste; sie begann am Ostermorgen bei Sonnenaufgang mit Feier des Herrenmahls.

[130] Die Goldglastechnik — möglicherweise ein spezif. christl. Verfahren, das aber auch den röm. Juden geläufig war — seit 2. H. 3. Jh. etwa drei Jahrhunderte hindurch nachweisbar. Die große Mehrzahl der erhalt. Beisp. gehört dem 4. Jh. an. Vgl. Vopel, D. altchr. Goldgläser.

[131] Vgl. die ausgezeichneten Tafeln in Perret, Catac., Bd. IV, Taf. 21 bis 33.

[132] Sie sind in großer Zahl erhalten.

[133] Gedankenlose Übernahme der Formel — die sich später sogar in ZESUS = JESUS wandelt — wird von Vopel angenommen.

[134] Eine geradezu buchstäbliche Bilderläuterung von Matth. 18, 20.

[135] Diese Möglichkeit, bisher wohl kaum erwogen, hat durchaus nichts Ungereimtes.

[136] Matth. 6, 19.

[137] Vgl. Achelis, a. a. O., S. 217f.

[138] Vgl. u. a. Clem. Alexandr., Paidag., 3, 58: „Jene Frauen, die Goldschmuck tragen, befürchten offenbar, sie könnten für Sklavinnen gehalten werden, wenn sie nicht so geschmückt wären . . . Uns aber entspricht nicht der Schein der Freiheit, vielmehr das Freisein selbst, uns, die wir von Gott erzogen, ja seine Kinder geworden sind. Deshalb müssen wir uns die höchsten Grade freiester Haltung und Bewegung aneignen, in Gang und Tracht und überhaupt im ganzen Leben."

[139] Bekannte paulinische Begriffe.

[140] So wohl am besten ΣΤΙΓΜΑΤΑ ΤΟΥ ΙΗΣΟΥ, Gal. 6, 17.

[141] ΔΟΥΛΟΣ — schon bei Paulus — auch oft auf Grabschriften.

[142] Vgl. Minuc. Felix, Dial. Oktav. 8, 4: „Sie erkennen sich an geheimen Kennzeichen und Symbolen" . . .

[143] Ob auch bei den Christen mit dem allgemein und bis heute verbreiteten Glauben an magisch-talismanische Wirkungen bestimmter Steinarten gerechnet werden muß, ist zum mindesten fraglich; die schon im Stofflichen des Steins vorausgesetzte Wirkungskraft würde Zeichen überflüssig machen.

[144] Berl., K. Friedr.-Mus. Dort auch zahlreiche Beisp. für das im folgenden Genannte.

ZUM IX. ABSCHNITT (FOLGERUNGEN)

[145] Man hat berechnet, daß die Länge der ausgeschachteten Räume mindestens 1000 km beträgt und daß die röm. Katakomben mindestens 5 Mill. Tote bergen.

[146] Von L. v. Sybel geprägter und am geistvollsten vertretener Begriff.

[147] Erforschung und Betrachtung frühchristl. Kunst fällt der Kirchengeschichte zu, nicht einer christl. Kunstgeschichte, die heute nicht vorhanden ist.

[148] M. Dvořák hat in seinem hinterlassenen Aufsatz (s. Liter.) darin Wandel geschaffen; seine Auffassung scheint sich langsam durchzusetzen. Sie unterstreicht die Artverschiedenheit des Ktk.-Malstils von den heidnischen Stiläußerungen der gleichen Zeit und spricht von einer „vollständigen Umwertung der Kunst" kraft einer neuen (christlichen) „psychozentrischen" Weltauffassung. Über der Verwirklichung „neuer künstlerischer Ideen und Absichten" übersieht D. völlig und bewußt das Unvermögen und den Niedergang. Er schreibt unter denkbar stärkstem Eindruck des in den Ktk. sich vollziehenden Anfangs, doch ist der Anfang relativ, nicht absolut und wird infolgedessen zu einem „Fortschritt", der weitere Fortschritte nach sich zieht. Ursache dessen ist die Aufrechterhaltung des „Kunst"-Anspruchs und die Verwechslung von Symbolik mit Kunst. In diesem Punkte liegt der entscheidende Gegensatz des im übrigen sehr bedeutungsvollen Aufsatzes zu dem, was in dem vorliegenden Buche mitzuteilen war.

ÜBERSICHTEN

1. ZEITTAFEL
zur Katakombengeschichte

40er Jahre	Die Christuslehre gelangt, vermutlich durch Kaufleute, nach Rom; Paulus schreibt an eine nicht von ihm gegründete „Gemeinde".
54—68	Nero (Verfolgung).
67(?)	Hinrichtung des Petrus und Paulus in Rom.
81—96	Domitian (Verfolgung). In dieser Zeit entstehen die ersten Ktkn als Privatfriedhöfe („1. Periode"). — Vollendung des Colosseums.
98—117	Trajan (Verfolgung).
112	Reskript Trajans auf den Bericht des Statthalters Plinius d. J. über die Christen. — Thermenbau u. a. Monumentalbauten.
117—161	Vereinzelte Fälle von Verfolgungen unter Hadrian und Anton. Pius. Ausbreitung des Gnostizismus. Um 160 in Rom der monarch. Episkopat nachweisbar.
161—180	Marc Aurel (Verfolgung).
etwa 180	Reform der Gemeindeverfassung. Kanonsbildung.
um 200	Blütezeit des Synkretismus.
200 ff.	Entstehung der großen Callistus-Ktk. unter Bischof Zephyrinus (u. a. Krypta f. Bischofsgräber).
193—211	Septim. Severus (Verfolgung).
Anf. 2. Jh. bis 312	Ktkn als gemeinsame Friedhöfe („2. Periode").
etwa 202	Erlaß gegen die Christen (unerlaubte „collegia").
211—217	Vereinzelte Fälle von Verfolgungen unter Caracalla. — Carac.-Thermen.
235—238	Maxim. Thrax (Verfolgung).

249—253	Decius. Erste Verfolgung großen Stils. Opfergesetz.
253—260	Valerian und Gallienus (Verfolgung). Betreten der Ktkn bei Todesstrafe verboten. Konfiskation ders. u. aller kirchl. Gebäude.
260—268	Gallienus. 1. Toleranzerlaß. Zurückgabe der christl. Kultstätten. Verfolgungspause von über 40 J. Entstehung zahlreicher kirchl. Bauten. Gegen Ende 3. Jh. wird Sarkophagbestattung unter den Wohlhabenden üblich.
303	Ausbruch der großen Verfolgung unter Diocletian (284—305).
305—311	Fortsetzung derselben durch Galerius (u. Maxim. Daja).
308—310	Kirchl. Einteilung Roms in 25 Pfarrkirchen (tituli).
306—337	Constantin.
312	Sieg Constantins über Maxentius a. d. Milvischen Brücke bei Rom. Mailänder Edikt 313 besiegelt den Sieg der Kirche.
366—384	Papst Damasus. Restaurationsarbeiten an den Ktkn. Systematische Hervorhebung der Martyrergräber durch Inschriften. Beginn des Martyrerkults in großem Umfang.
seit 371	Allmähliches Aufhören mit dem Begraben in den Ktkn.
seit 409	wird nur noch oberirdisch begraben.
Von da bis 9. Jh.	Ktkn. nur noch z. Zw. des Heiligenkults besucht.
seit 756	erbricht man zahllose Gräber, um Reliquien zu erlangen.
Mittelalter	Verwahrlosung der Ktkn; doch werden die wichtigsten regelmäßig von Pilgern aufgesucht (graffitti, Kritzelschriften; Itinerarien).
seit Mitte 16. Jh.	Neu erwachendes Interesse der Humanisten für die Ktkn, besonders für Inschriften.
1578	Entscheidende Entdeckung großer Teile des Coem. Jordanorum.
seit 1593	Ant. Bosio (mit Pomp. Ugonio) 30jähr. Ktkn-Erforschung (Seine „Roma sotterranea" ersch. 1632, drei Jahre nach seinem Tode). — Mehrere Nachfolger.
18. Jh.	Verwüstung der Ktkn (Fortschaffen von Inschrifttafeln nach Kirchen usw., auch zu Bauzwecken).
seit 1842	Beginn der Wiedererschließung und grundlegenden Erforschung durch Giov. Batt. de Rossi (1822—94).
1864—77	Dessen dreibänd. Hauptwerk der Ktkn-Forschung: „La Roma sotterranea cristiana".

Via Cornelia:

1. Vatikan. Coemeterium.

Via Aurelia:

2. Pancratius.
3. Lucina, Processus u. Martinianus.
4. Calepodius.

Via Portnensis:

5. Pontianus.
6. Felix.

Via Ostiensis:

7. Comodilla.
8. Thekla.
9. Timotheus.
10. Tre fontane.

Via Ardeatina:

11. Domitilla.
12. Balbina.
13. Basileus.

Via Appia:

14. Callistus.
15. Sebastian*).
16. Prätextatus.

Via Latina:

17. Gordianus.
18. Tertulli(a)nus.
19. Apronianus.

Via Labicana:

20. Castulus.
21. Petrus u. Marcellinus.

Via Tiburtina:

22. Cyriaca (od. Laurentius).
23. Hippolyt.

Via Nomentana:

24. Nikomedes.
25. Agnes.
26. Coemeterium majus.

Via Salaria nova:

27. Felicitas.
28. Thrason.
29. der Jordani.
30. Priscilla.

Via Salaria vetus:

31. Pamphilus
32. Hermes.
33. ad septem columbas.
34. ad clivum Cucumeris.

Via Flaminia:

35. Valentin.

Im weiteren Umkreis der Stadt:

Via Cornelia:

36. Rufina u. Secunda.
37. Marius, Martha, Audifax u. Abacum.

Via Triumphalis:

38. Unbestimmb. Ktk.

*) Ursprüngl. Name Coemeterium ad Katacumbas, nach der dort. Talsenkung; andere erklären den Namen Ktkn: KATA cubitoria, bei „den" Ruhestätten (der beiden Hauptapostel, deren Gebeine sich dort zeitweilig befunden haben).

Via Aurelia:

39. Basilides.

Via Portuensis:

40. Capo-due-rami.

Via Ardeatina:

41. Nunciatella.
42. Felicitas.

Via Appia:

43. Senator (b. Albano).

Via Latina:

44. Unbestimmb. Ktk.
45. Hilarius ad bivium.

Via Labicana:

46. Zoticus.

Via Prænestina:

47. Primitivus (b. Gabii).

Via Nomentana:

48. Primus u. Felicianus.
49. Restitutus.
50. Alexander.

Via Salaria:

51. Tiburtius, Hyacinthus und Alexander.

Via Flaminia:

52. Coem. ad Vigesimum.
53. Theodora.

Via Cassia:

54. Alexander.

Via Tiburtina:

55. Symphorosa.

Via Ostia:

56. Cyriacus.

Via Portuensis.

57. Generosa*).

Außerdem *Jüdische* Ktkn (Via Portuensis, V. Appia, V. Labicana) und *Gnostische* Ktkn, die z. T. erst neuerdings entdeckt worden sind.

3. AUSSERRÖMISCHE KATAKOMBEN

Italien:

Neapel (S. Gennaro, S. Gaudioso, S. Efremo vecchio, S. Severo); Aquila; Bolsena; Chiusi; Paganica; Pozzuoli; Sessa; Venosa.

Sizilien:

Syracus (S. Giovanni, Vigna Cassia); Messina u. aw., bes. Ostküste.

Malta.

Griechenland:

Euböa; Melos.

Kleinasien:

Anazarba (Kilikien); Seleuca (Lykien); Ephesus (erst kürzlich entdeckt, durch Deißmann u. a.).

---

*) Die Angaben sind bei den einzelnen Forschern schwankend; Kaufmann (Handb. Arch.) z. B. zählt 74 röm. Ktkn auf, andere, wie v. Sybel, nur 41.

Palästina:
Haifa; Jerusalem (Ölberg-Ktkn).

Ägypten:
Alexandria (mehrere).

Nordafrika:
Cherchell; Cyrene; Sousse; Sallakta.

Frankreich:
Marseille; Lyon; Poitiers; Uzès.

4. MUSEEN UND SAMMLUNGEN

Rom:
Museo cristiano d. Lateran (Plastik u. Inschriften); Museo sacro des Vatikan (Gegenstände). Altchristl. Abteilungen im Museo nazionale, Kapitol, Museo Kircheriano, Propaganda, deutsch. Campo Santo bei S. Pietro, deutsch. Archäol. Instit., Domitilla-Basilika. Inschriften-Sammlungen: S. Paolo fuori le mura, S. Lorenzo, S. Maria in Trastevere, S. Agnese f. l. m. usw.

Florenz:
Uffizien (Museo archaeolog.).

Übriges Italien und Sizilien:
Altchristl. Abtlgn in fast allen größeren Museen.

Frankreich:
Paris (Louvre); Arles.

England:
London (British- u. South-Kensington-Mus.).

Rußland
Petersburg (Eremitage).

Deutschland:
Berlin (K.-Friedr.-Mus.; Sarkophage und Sarkophagfragmente, Gebrauchs- und Schmuckgegenstände).

5. LITERATUR

Zeitgeschichtlicher und geistiger Hintergrund:

P. Wendlandt, Hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, 1912[3].

R. Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen, 1920[2].

H. Weinel, Wirkungen des Geistes und der Geister im nachapostolischen Zeitalter, 1899.

H. Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, 1925[2].

Nachschlagewerke:

F. X. Kraus, Real-Enzyklopädie der christl. Altertümer, 1880—86.

Tafelwerke:

Perret, Les catacombes de Rome, Par., 1851 ff., 5 Bde; z. gr. T. farb. Steinzeichnungen.

Roller, Les catacombes de Rome, Par., 1881.

J. Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms, Bd. II, 1907.

Corpus inscriptionum latinarum (CIL, d. Berl. Akad. d. Wschn, seit 1863), vor allem Bd. XV. Corpus inscriptionum graecarum (CIG, begr. von Boeckh), Bd. IV.

Gesamtdarstellungen:

L. v. Sybel, Christliche Antike, 2 Bde, 1906.

C. M. Kaufmann, Handbuch der christl. Archäologie, 1913².

O. Marucchi, Handbuch der christl. Archäologie, dtsch. Ausg. v. F. Segmüller, 1912.

O. Wulff, Die altchristl. Kunst (i. „Handb. d. Kwsch."), 1914.

Einzelgebiete:

J. Wilpert, Die Malereien der Ktkn Roms, Bd. I.

Dvořák, M., „Katakombenmalereien" in „Kunstgesch. als Geistesgesch.", Bd. I, 1924.

C. M. Kaufmann, Handbuch der altchristl. Epigraphik, 1917.

H. Vopel, Die altchristl. Goldgläser, 1899.

(Weitere Literaturhinweise in den Anmerkungen.)

REGISTER*)

A = Anmerkungen

Abendmahl s. Eucharistie.
Abendmahlswein A 126.
Abkürzungen 44f., A 58.
Abraham 76, 113, A 89.
Achelis, H. A 26, A 66, A 137.
Ägypten 33, 57, 88, A 32, A 44, A 53.
Agape 82, 112, A 101.
Akoluthen A 22.
Alexander Severus A 14.
„Allegorische" Auslegung 75.
Altar 36, A 50.
Ambrosius A 32.
Amor und Psyche 74.
Angler 81.
Anhänger 124.
Anker 60, 126.
Ankerkreuz 126.
Apokalyptik 19, 27f.
Apostel (s. a. Paulus und Petrus) 102, 110.
Apostellehre (Didache) A 18.
„Armengräber" 92, A 114.
Auferstehung Christi 21f., 27.
Auferstehung der Toten s. Totenauferstehung.
Aurelian A 14.
Aussätziger 80.

Baldachingräber 92, A 115.
Basilika A 54.
Baum (des Lebens) 61, 113, 126.
Berufssymbole 64ff.
Bildhauer 97f., A 96, A 125.
Bildnisse 101, 113f.
Bischof 6, 8, 12, 16, 36, 66, 118.
Blindgeborener 80.
„Blutampullen" A 126.
Blutflüssige (Hämorrhoissa) 80.
Bogennischengrab (arcosolium) 35f., 92, 94f.
Brotvermehrung 80, 113.

Callistus-Ktk. 81, A 41, A 46.
Cäcilia Metella (Grabmal) A 39.
Cervetri A 44.
Chiusi A 44.
„Christliche Antike" 127f.
Christusdarstellung 80f., 113, A 99.
Christusmonogramm 57, 110, 126, A 62.
Claudius A 2.
Clemens Alexandrinus A 138.
Clemensbrief, II. A 27.
Coemeterien (= Katakomben) A 16.
Coemeterium majus A 62.
Columbarien 30.
Commodus A 14.
Confessor 9.
Corneto A 44.
Cyprian A 17.

Dämonen 21f., 54f., 117, A 8, A 26, A 67, A 69, A 94.
Damasus 49f., A 60, A 61.
Daniel 77, 104, 113, 126.
Dankgebete 13.
Decius A 7, A 11.
Deckenmalerei 90, A 86.
Delphin 62.
Demeter-Kult A 1.
Diakonen 16, 36, A 17.
Didache s. Apostellehre.
Dies natalis 26f., 41, A 32.
Diokletian (Verfolgung des) A 24, A 54.

*) Bezieht sich nur auf Text und Anmerkungen.

Diognet (Brief an) A 13.
Dipinti A 55.
Dogma 16, 18ff., 27.
Doppelsarkophage 101.
Drillbohrer 105, A 125.
Dvořák, M. A 148.

Ehe- (oder Hochzeits-) Paare 114, A 101.
Einzug in Jerusalem 126.
El Bagauat A 53.
Epheublatt 60, A 63.
Epigramminschriften 49f.
Epiktet A 1.
Episkopat, monarchischer A 19.
Erntebilder 73.
Etruskisch 33, A 44.
Eucharistie (Dank- und Herrenmahlfeier) 13, 26, 53, 82, 110, A 101, A 129.
Eusebius A 32, A 38.
Eutrop(i)us 65, A 125.
Exorzisten A 22.

Fachgrab (loculus) 33, 94.
Familiengruft s. Privatgruft.
Fisch 61f., 81, 110, 121, 125f., A 39, A 76.
Flucht 8f.
Formeln (Inschrift-) 43.
Fossoren 34, 92, 108.
Freskotechnik (s. a. Maltechnik) 72, A 85.
Friede (Pax, ΕΙΡΗΝΗ usw.) 42f., 62, 105, A 31.
Friedhöfe, oberirdische 30, A 39.
Führer und Schultze A 115.

Gänge (Korridor, „Galerie") 33f., 68, A 82.
Gallienus A 14.
Gartenlaube 70, A 86.
Gedächtnisfeier (und-mahl) 42, 110, A 101.
Geist, heiliger 3, 9, 18, 27, 43, A 35; als Vogel dargestellt 82.
Gemeindeämter 13ff.
Gemeindeverfassung 13ff.
Gemmen 125f.
Gerichtsszene (s. a. Richter-Christus) A 107.
Gichtbrüchiger 80, 113.
Gnosis 14f., 28, 75.
Gold 112ff., 121.
Goldglasgefäße 112ff., A 130.
Gräber (s. a. Fach- u. Bogennischengräber und Krypten) 29f.
Grabkammer (cubiculum) 12, 35, 68f.
Grabplatte 32, 36, 40, 51, 96.
Grundbesitzer, christliche 30ff., 37.
Grundstück (Form) 33.
Guter Hirt 27, 85ff., 91, 97f., 100, 110, 126, A 110.

Hakenkreuz 57, A 62.
Hase 110.
Henkelkreuz 57.
Henoch (Himmelfahrt des) 105.
Hermas, „Hirt" d. A 112.
Herrenmahl s. Eucharistie.
Heußi, K. A 126.
Hypogäen 30.

Jahreszeitenbilder 73.
Ichthys (ΙΧΘΥC) s. Fisch.
Ignatius 9, A 12.
Johannesbrief, I. A 27, A 94.
Johannes-Evgl. 80, 85, A 74, A 95, A 100.
Jona 76f., 86, 100, 104, 113, A 92.
Impressionismus A 84, A 88.
Josua A 89.
Isis-Kult A 1.
Juden 1, 4, 11, 27f., 75, 88, A 26, A 37, A 130.
Jünglinge im Feuerofen 77, 104, 113.
Junius Bassus (Sarkoph.) A 121, A 124.
Justin A 8, A 26, A 67, A 87, A 89.

Kaiser-Friedrich-Museum (Berlin) A 144.
Kaiserkult 4, A 15.
Kanaanbotschafter 110.
Kanonsbildung 16.
Katechismus der Bildtypen 89, 101.
Kaufmann, C. M. A 9, A 25, A 31, A 34, A 39, A 58, A 59, A 61, A 116.
Kirche 17, 92, A 23.
Kirchengeschichte A 147.
Kircher-Museum A 39.
Körper (als Seelenhütte) 27, 29f.
Kranz 114, 122.
Kraus, F. X. A 9, A 32, A 58.
Kreuz 42, 54f., 90, A 62, A 71, A 108.
Krypten (Martyrergräber) 35f.
Kryptochristlich 53.
Kulte, mystische 1, 121.
Kybele-Kult A 1.
Kyrios 11, A 15.

Labarum 58.
Lampen 106, 108ff., (als Zeichen) 126.
Landau, P. A 83.
Lapsus („Gefallener") 8, 88.
Lateran A 39, A 110, A 120, A 122, A 123.
Laubensarkophag 102.
Laurentius 114.
Lazaruserweckung 80, 113, 126.
Lektoren A 22.
Leuchter, fünfarmiger 110.
Leuchtturm 60.
Lichtschacht (luminare) 35, 68f.
Licinia Amias (Inschrift) A 39.
Lietzmann, H. A 35.
Logos 74, A 87.
Lorbeerzweig 60, 122.
Lueken, W. A 94.
Lukas-Evgl. 85, A 33, A 75, A 100, A 105.
Luther A 73.

Magieranbetung 105, 126.
Magisch (s. a. Dämonen) 53f., 107f., 124, A 143.
Magna-Mater-Kult A 1.
Mahlgemeinschaft (Bildsymbol d.) 82f., 105.
Maltechnik (s. a. Freskotechnik) 72, 74, 90.
Markus-Evgl. A 100.
Martyrer 9f., 14, 30, 35, 54, 68, 83f.
Martyrergräber s. Grabkammer und Krypten.
Marucchi, O. A 9, A 34, A 57, A 72, A 116, A 125.
Matthäus-Evgl. A 10, A 29, A 91, A 100, A 134, A 136.
Mensalgrab A 49.
Menschenpaar, erstes (s. a. Schöpfung und Sündenfall) 102, 113.
Minuc. Felix A 3, A 142.
Mithrakult A 1.
Mose (und Aaron) 76, 81, 104, A 89.
Muratori A 33.
Mysterienreligionen A 1.

Name (d. Christus) 54, A 67.
Name (d. Toten) 41f.
Nekropole 38, A 53.
Noa 62, 76, A 89.
Nunciatella (-Ktk.) A 62.
Ny-Carlsberg A 120.

Odysseus 74.
Opfergesetz 5, A 7.
Oranten 84f., 100, 113, 126, A 101, A 102.
Orpheus 74.
Osiris-Kult A 1.
Osterfest 110, A 129.
Ostiarier A 22.

Palme 109, 126, A 63.
Paradies 73, 84.
Passionsszenen 104f., A 108.
Paulus (und Briefe) 66, 76, 113, 119, A 27, A 28, A 30, A 80, A 93, A 98, A 139, A 140, A 141.
Pentekoste 110, A 129.
Perret A 126, A 131.
Petrus 41.
— (Apostel) 76, 104, 113.
Petrus u. Marcellinus (Ktk.) A 62, A 99.
Pfau A 77.
Pfeil 59.
Philo A 36.
Philokalus 50.
Plinius d. Ä. A 1.
— d. J. A 7.
Pompejanischer Stil A 84.
Privatgruft, christliche 30f., A 41.
Probus A 14.
„Propheten" 75f., A 89.
Psalm 23, A 74.
Putten 73.

Quellwunder 76, 113.

Regfrigerium 59, 107, A 74.
Regula fidei A 35.
Reitzenstein, R. A 1.
Religio illicita 30, 121.
Richter-Christus 88, 102.
Riefelsarkophag 99f., A 106.
Riegl, A. A 97.
Ringe 116, 122f.
Roma sotterranea (s. a. de Rossi) 38.
Rossi, de, G. Batt. A 43.
— de, M. Stef. A 43.
Rot 49, 90, 112, A 55.
Rufina (Inschrift) A 71.
Rundkapellen (sizilianische) 92, A 115.
Rundplastik 91, 97f.

Säulensarkophag 102.
„Sakramentskapellen" A 41.
Salomo A 89.
Sarkophag (-Bestattung) 29, 32, 94ff., A 37.
Sauer, J. A 99.
Schaf 64, 85ff., 110.
Scherben (Goldglas-) 115f.
Schiff (oder Boot) 59f., 109.
Schmuck 116ff.
Schöpfung 102.
Schrift 45ff.
Schriftstil, offizieller 46f.
Schultze s. Führer.
Scriptio continua 46.
Sebastian (-Ktk.) A 62.
Seeberg, Alfr. A 26.
Seelenvogel (s. a. Taube) 62f., 126.
Seneka A 1.
Siegelsteine (s. a. Gemmen) 124.
Sixtus II. (Systus) 114, A 17.
Sonne(nrad) 57, 110.
Spengler, O. A 4.
Sprache 44f.
Stabsystem 70, 90.
Stele A 39.
Stern A 63.
Stoiker A 1.
Strafarten gegen die Christen 6.
Subdiakonen A 22.
Sündenfall 102.
Sueton A 2.
Susanna 77, 104.
Sybel, L. v. A 46, A 86, A 95, A 99, A 102, A 146.
Syrakus 92, 96, A 115.
System der Katakomben 34, 36ff.

Tacitus A 3.
Taube (s. a. Seelenvogel) 62, 110, 126.
Taufe 18, 25f., 81f., 126.
Tertullian A 5, A 32, A 68, A 76.
Tiberius A 2.
Tobias 113.
Tod Jesu 21f.
Totenauferstehung 27f., 30, A 38.
Totenbestattung 29ff.
Trajan A 7.
Transennen A 115.
Traube(nlese) 100, 110.
Troggrab s. Bogennischengrab.
Tuff(stein) 32, 34, 37, 40, A 42.
Turfan 88.

Urbika (Inschrift) 67.
Uffizien A 127.

Valerian A 17.
Vase 59.
Vatikan A 51.
Vatikanisches Coemeterium A 39.
Verbrennen (Bestattungsart) 29, A 37.
Versammlungen 12f., 110.
Vespasian A 14.
Vivas(zeses, Formel) 114, A 133.
Vogel s. Seelenvogel, Taube u. (Hl.) Geist.
Vopel, H. A 130, A 133.
Vulci A 44.

Weinel, H. A 26.
Weinwunder 80, 113.
Werkzeug 64ff., 106f., A 79.
Wilpert, J. A 57, A 62, A 74, A 85, A 86.
Woermann, K. A 84.
Wulff, O. A 53, A 110, A 117.
Wunderdarstellungen 78f., 104, 113.

Zauberstab 80, 113, A 96.
Zeitangaben (Inschrift) 42.

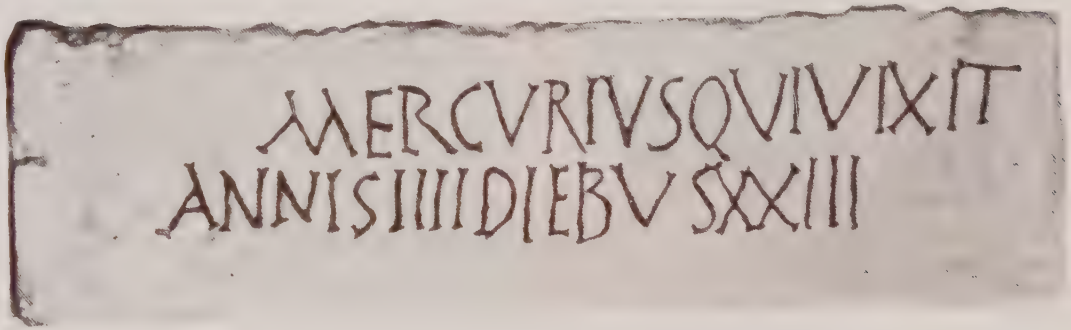
BILDTAFELN

Taf. 1. Gräberkorridor

Taf. 2. Cubiculum („Sakramentskapelle“)

Taf. 3. Cubiculum

Taf. 4. Bogennischengräber



Taf. 5. Grabinschriften

Taf. 7. Lichtschacht-Ausmalung (Jahreszeiten)

Taf. 8. Deckenmalerei mit Jona

Taf. 9. a) Schafe b) Enten

Taf. 10. Abrahams Opfer

Taf. 11. Jona-Szenen

Taf. 12. Prophetie des Jesaja

Taf. 13. Taufe Jesu

Taf. 14. Jesus und Samariterin (?)

Taf. 15. Erweckung des Lazarus

Taf. 16. Verleugnung des Petrus

Taf. 17. a) Wasserwunder, Angler, Mahlgemeinschaft b) Angler, Taufe, Gichtbrüchiger

Taf. 18. Gemeinschaftsmahl

Taf. 19. Prediger (oder Christus?)

Taf. 20. Orantin

Taf. 21. a) und b) Weideszenen c) Riefelsarkophag

Taf. 22. Sarkophagwand mit Jona- u. a. Szenen

Taf. 23. Sarkophagwand mit biblischen Szenen

Taf. 24. a) Ministrant

b) Figuren von einer Mahlszene

Taf. 25. a) Jesus und Hauptmann v. Kapernaum b) Hirt und Herde

Taf. 26. Hiob.

Taf. 27. Goldgläser

Taf. 28. Siegelsteine

Taf. 29b. Plan von S. Callisto